Dienstag, den 27. August 1929

Opłata pocztowa uiszczona ryczałtem

Einzelnummer 20 Groschen

Lodzer Volkszeitung

Nr. 233. Die „Lodzer Volkszeitung“ erscheint täglich morgens. An den Sonntagen wird die reichhaltig illustrierte Beilage „Volk und Zeit“ beigegeben. Abonnementspreis: monatlich mit Zustellung ins Haus und durch die Post Zl. 5.—, wöchentlich Zl. 1.25; Ausland: monatlich Zl. 8.—, jährlich Zl. 96.—. Einzelnummer 20 Groschen, Sonntags 35 Groschen.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: **Lodz, Petrikauer 109** Hof, links. Telephon 36-90. Postscheckkonto 63.508. Geschäftsstunden von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends. Sprechstunden des Schriftleiters täglich von 2.30 bis 3.30.

Anzeigenpreise: Die siebengespaltene Millimeterzeile 15 Groschen, im Text die dreigespaltene Millimeterzeile 60 Groschen. Stellengesuche 50 Prozent, Stellenangebote 25 Prozent Rabatt. Vereinsnotizen und Ankündigungen im Text für die Druckzeile 1.— Zloty; falls diesbezügliche Anzeige aufgegeben — gratis. Für das Ausland 100 Prozent Zuschlag.

7. Jahrg.

Die britische Antwort

auf das finanzielle Angebot der vier Gläubigermächte.

Haag, 26. August. Die für heute vormittag angesetzte Zusammenkunft der 4 Besatzungsmächte ist infolge der erst für heute abend zu erwartenden englischen Antwort auf das finanzielle Angebot der 4 Gläubigermächte verschoben worden. Die englische Antwort ist den übrigen Mächten für heute nachmittag in Aussicht gestellt worden.

Einen noch offenen Punkt bildet gegenwärtig die Entscheidung über die direkten Besatzungskosten ab 1. September bis zum endgültigen Räumungsdatum. Der deutsche Standpunkt geht kurz dahin, daß die monatlichen Besaßtungskosten von 11 Millionen vom 1. September ab bis zum Räumungsschluß auf den Ueberschuß aus dem Uebergang des Dawes-Planes zum Young-Plan im Betrage von 300 Millionen Mark errechnet werden muß. Es scheint nun, daß in dem Angebot der Gläubigermächte an England vorgeschlagen wird, daß Deutschland die Besatzungskosten ab 1. September tragen soll, wobei die Zustimmung hierzu offen gelassen wird. Auf diese Weise will man der englischen Regierung den Ueberschuß von 300 Millionen restlos zur Verfügung stellen können. Der Young-Plan sieht jedoch direkte Vereinbarungen zwischen den Regierungen über diese Frage vor. Hierin liegt für Deutschland ein ernster Gefahrenpunkt, da Frankreich jetzt von neuem versucht, die Lasten der direkten Besatzungskosten entgegen den Bestimmungen des Young-Planes auf Deutschland abzuwälzen.

Haag, 26. August. Die Zusammenkunft der vier Besatzungsmächte, die ursprünglich für Dienstag vormittag angesetzt war, ist überraschend auf heute vormittag 12 Uhr angesetzt worden.

Eine amtliche Bekanntgabe der englischen und französischen Räumungstermine ist für heute noch nicht zu erwarten, da beide Mächte zunächst die Entscheidung in den finanziellen Fragen abwarten wollen. Festzustellen ist, daß die englische Delegation bisher noch keine amtliche Mitteilung an die übrigen Mächte in der Räumungsfrage gerichtet hat. Vielmehr ist zunächst nur ein Entwurf einer Notifizierung des englischen Standpunktes den übrigen Delegationen zugegangen. Eine amtliche englische Erklärung über die endgültige Zurückziehung der englischen Besatzungstruppen zwischen dem 15. und 20. September ist erst bei Abschluß der Konferenz zu erwarten, gleichgültig welchen Verlauf sie nehmen wird.

Die französische Bekanntgabe der Räumungstermine dürfte in der Form einer Erklärung erfolgen, die die Räumung von der Ratifizierung des Young-Planes und Durchführung des Planes abhängig macht und dann bestimmte Fristen angibt. Ueber die französischen Räumungstermine liegen zunächst nur Mutmaßungen vor. Auf französischer Seite spricht man von einer Räumung der 2. Zone bis zum 1. Dezember, während die 3. Zone, deren Räumung nur unter der Voraussetzung der erfolgten Inkraftsetzung des Young-Planes erfolgen würde, bis zum 1. Juli oder 1. August des nächsten Jahres erfolgen soll.

Die Landung des Zeppelin in Los Angeles

Der Weiterflug nach Neuyork erfolgt heute, Dienstag, um 8 Uhr früh.

Neuyork, 26. August. Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ ist um 14,18 mitteleurop. Zeit in Los Angeles glatt gelandet.

Neuyork, 26. August. Die Landung des Luftschiffes „Graf Zeppelin“ ging in der Morgendämmerung bei klarem Wetter glatt von statten. Nachdem die Ankerseile herabgelassen worden waren, wurde das Luftschiff im Laufe von 3 Minuten niedergezogen. Um 14,38 mitteleuropäischer Zeit war das Luftschiff am Ankermast festgemacht.

Neuyork, 26. August. Die große Leistung des „Graf Zeppelin“ durch die Ueberquerung des Großen Ozeans geht am besten aus folgenden Zahlen hervor: Das Luftschiff hat den Pazifik von der japanischen bis zur westamerikanischen Küste, in einer Strecke von 8695 Kilometern, in 68 Stunden 22 Minuten überquert. Die Strecke von Kasimugaura bis Los Angeles ist 9284 Kilometer lang. Die Fahrtleistung des „Graf Zeppelin“ ergibt eine Duchschnittsgeschwindigkeit von 118 Kilometer in der Stunde. Die Höchstgeschwindigkeit, die bei heftigem Rückenwind erreicht wurde, betrug 180 Kilometer. Die Leistungen des deutschen Luftschiffes sind um so höher zu bewerten, wenn man bedenkt, daß die Hälfte der Fahrt in dichtem Nebel zurückgelegt werden mußte, daß zeitweise stürmische Gegenwinde herrschten und das Schiff einmal in heftiges Gewitter geriet. Die Schiffsführung war zeitweise gezwungen, mit dem Luftschiff bis auf 100 Meter über dem Meeresspiegel herunterzugehen, um eine einwandfreie Navigation zu ermöglichen. Auf der 3. Etappe des Weltfluges hat „Graf Zeppelin“ die größte Strecke über offener See zurückgelegt, die je von einem Luftfahrzeug bewältigt wurde.

Neuyork, 26. August. Nach der Landung des „Graf Zeppelin“ ist sofort die Auffüllung des Luftschiffes in Angriff genommen worden. Dr. Eckener erklärte: „Wir wollen so schnell wie möglich weiter fliegen, weil wir nur 5000 Kubikmeter Gas gebrauchen.“ Außerdem wünscht er so schnell wie möglich Lakehurst zu erreichen. Er hofft diese Etappe in 36 Stunden bewältigen zu können, so daß „Graf Zeppelin“ noch am Mittwoch dort eintreffen könnte.

Los Angeles, 26. August. Der Weiterflug des „Graf Zeppelin“ wurde auf heute 11 Uhr abends (8 Uhr früh am 27. mitteleurop. Zeit) festgesetzt.

Das Echo in der französischen Presse.

Paris, 26. August. Die Heldentat des „Graf Zeppelin“ findet die begeisterte Anerkennung der gesamten französischen Presse. Das „Journal“ schreibt: „In elf Tagen, von denen nur während 7½ wirklich geflogen wurde, hat der „Graf Zeppelin“ Amerika erreicht und damit 25 000 Kilometer zurückgelegt. Nach den eisigen sibirischen Staaten hat er den Kampf mit den Stürmen und den Nebeln des Ozeans in einem Fluge von 9000 Kilometer überstanden, ob auch nur mit der geringsten Hilfe im Falle einer schweren Gefahr erreichen zu können. Dieser herrliche Flug ist ein hohes Zeichen des Mutes und des guten Willens, den Dr. Eckener und seine Männer besitzen“. Der „Amie du Peuple“ nennt den Flug des Zeppelin die bedeutendste Luftfahrt. Aehnlich sprechen sich auch die anderen Blätter aus.

Mongolen-Aufstand gegen die chinesische Regierung.

160 Chinesen getötet.

London, 26. August. Mongolische Nomaden im Bargatz-Gebiet befinden sich, nach Schanghaier Meldungen, in einem Aufstand gegen die chinesische Regierung. Sie erklärten ihre Unabhängigkeit von den chinesischen Behörden. 160 Chinesen wurden bei dem Aufstand getötet. Wie aus Mukden gemeldet wird, sind chinesische Truppen entsandt worden, um den Aufstand zu unterdrücken.

Die Diktatur der Generäle.

Die Belgrader Gewaltherrschaft.

Südslawiengrenze, Mitte August.

Es ist Kirchhofsruhe in Jugoslawien. Die Parteien sind tot, das Parlament ist tot, die Presse ist tot. Unumschränkt, von Maribor bis Monastir, reicht die Gewalt der Diktatur. Es gibt keine Widerrede, keine Zwischenrede. Niemand vermag die Aktionsfähigkeit und die Tatkraft der Regierung zu hemmen, zu hindern, zu erschweren. Gewiß, das davongejagte Parlament war nur noch ein Gassenspott, bar aller Achtung und alles Vertrauens. Die Sünden der Demokratie haben der Diktatur den Weg geebnet; hat sie doch in den sieben Monaten ihres Bestehens nicht eine einzige der brennenden innen- und außenpolitischen Fragen zu lösen verstanden.

Die Lebensfrage Südslawiens ist die Versöhnung von Serbien und Kroatien. Weil sie dem parlamentarischen Regime nicht gelang, glaubte sich die Diktatur berechtigt, auf den Plan zu treten. An jenem 6. Januar, als die zentralistische Verfassung in Fetzen flog, wurde in Kroatien laut gejubelt. Matschek und Pribitschewitsch klatschten dem König Beifall. Und heute? Nie vorher war in Zagreb die Erbitterung, war der Haß gegen Belgrad, war die Staatsmüdigkeit so groß als heute. Die Diktatur ist drauf und dran, den letzten Funken des staatlichen Zusammengehörigkeitsgefühls auszutreten. „Das Volk und der König“ war die Parole Raditschs, und die Krone galt den Kroaten als Anker und Hoffnung. Seit Monaten ist ein Besuch des Königs in Zagreb angekündigt. Alexander kann es nicht mehr wagen, die kroatische Hauptstadt zu betreten. Derart hat die Diktatur gehaust, gewütet und Schiffbruch erlitten. Es genügen einige Beispiele über die Methoden des Systems Schivkowitsch, um die verheerenden Wirkungen des Säbel- und Zuchthausregimes zu verstehen.

Am 9. Juni konstituierte sich in Zagreb die Anwaltskammer. Bei der Debatte über die Huldigungsadresse an den König beantragte Rechtsanwalt Tschanitsch: der König möge dem Volke die Verfassung wiedergeben. Tschanitsch und drei ihm zustimmende Advokaten wurden verhaftet. Am 27. Juni verurteilte der Staatsgerichtshof den Antragsteller zu sechs Monaten Gefängnis, seine drei Kollegen wurden verwarnt.

Wie wir erfahren, sind seit dem 6. Januar allein in Zagreb 3000 Menschen wegen politischer Vergehen verhaftet worden und durch die Gefängnisse gewandert. In den Tagen vor dem 1. August mußten sogar Diebe und andere wegen kleinerer Vergehen Inhaftierte entlassen werden, um den neueingelieferten politischen Häftlingen Platz zu schaffen. In den Gefängnissen wird in der unmenschlichsten Weise geprügelt und gefoltert. Am offenen Tag haben wir in Zagreb, vor einer mitten in der Stadt gelegenen Klinik, einen Gefängniswagen vorfahren sehen, aus dem ein von drei Polizisten begleiteter Häftling ausstieg, dem das Blut durch einen dicken Verband hindurch an vielen Stellen am Kopfe herunterlief. Ziemlich oft wird amtlich gemeldet, Gefangene hätten sich durch Fenstersprung getötet; sie sind dann meist totgeprügelt worden. Nicht alles ist zu kontrollieren. Das Schlimmste ist jedoch: das Volk glaubt jede Erzählung und es ist dazu berechtigt. Die amtlichen Stellen lügen, die Presse ist mundtot und was an Schandtaten verbürgt ist, genügt, um einem die Haare zu sträuben. Das in der Nacht vom 6. August verübte Bombenattentat gegen die Zagreber Gendarmeriekaserne, deren Insassen als besonders grausam verschrien sind, redet eine deutliche Sprache.

Bekannt ist das Schicksal der an der österreichischen Grenze tot aufgefundenen jungen Kommunisten, des Handelsangestellten Etschimowitsch und des Arbeiters Pawlowitsch. Es ist festgestellt, daß die beiden bereits in Zagreb halb totgeprügelt und dann aus dichtester Nähe erschossen worden sind. Die Leichen wurden darauf an die Grenze geschleift, damit der Polizeibericht diesen brutalen und feigen Doppelmord in die Worte kleiden konnte: auf der Flucht erschossen!

Nicht viel besser ist es in der Nacht vom 27. Juli den Brüdern Oreski und dem jungen Mischitsch ergangen. Sie sind am folgenden Morgen im Dorfe Samobor bei Zagreb in einer Stube tot aufgefunden worden. Die Polizei sagte: einer ist im Feuergefecht gefallen, die beiden ande-

ten haben sich, als sie keinen Ausweg sahen, selbst erschossen. Durchaus glaubwürdige und angesehene Männer erklären: es waren drei junge Leute aus Zagreb. Sie haben als die Führer der kommunistischen Jugend gegolten. Zweimal gab es bei ihnen Haussuchungen. Sie wußten, die Polizei ist ihnen auf den Fersen. Weil sie sich nicht mehr sicher fühlten, übernachteten sie in Samobor. Dort sind sie von besoffen gemachten Gendarmen aufgestöbert und in den Betten erschossen worden! „Wir sind unseres Lebens nicht mehr sicher", sagen mir Leute von Ruf und Namen. Männer, die alles andere sind als „Kommunisten" und „Freunde Moskaus", womit das System seine Schandtaten zu rechtfertigen versucht.

Es ist die Revolver- und Säbeldiktatur, die die Menschen mit Gewalt in das kommunistische Fahrwasser treibt. Die militärischen und zivilen Stellen streiten darüber, ob die Agitatoren von Rom oder von Moskau bezahlt, ob die Attentate von Italien oder von Sowjetrußland angezettelt werden. Wir glauben, die Polizisten Mussolinis und Stalins können sogar von der des Generals Schiwkowitsch lernen. Wir wollen nicht von den Verschickungen reden, nicht von der brutalen Art, wie der schwerkranke Pribitschewitsch verbannt, behandelt und unschädlich gemacht wurde. Wir haben lediglich einen Ausschnitt aus Kroatien gegeben.

Vom serbo-kroatischen Konflikt ist die Diktatur ausgegangen. Ihn zu lösen, die feindlichen Brüder zu versöhnen, proklamierte sie am 6. Januar als ihre vornehmste Aufgabe. Das Gegenteil ist erreicht worden. In Zagreb wurde das Ende der Verfassung mit Beifall begrüßt. Heute heißt es in Belgrad wie in Zagreb: die schlechteste parlamentarische Regierung ist immer noch besser als die Diktatur!

Amerikanischer Wink für Pilsudski.

Wie man aus gut unterrichteter Quelle mitteilt, haben die letzten, hartnäckig umlaufenden Gerüchte, über eine bevorstehende weitgehende Regierungsumbildung doch eine reale Ursache. Sie sind auf eine Unterredung zurückzuführen, die vor kurzem zwischen dem Marschall Pilsudski und dem amerikanischen Finanzberater bei der Bank Polski Dewey stattgefunden haben. Der Amerikaner soll nämlich kategorisch erklärt haben, daß seine Auftraggeber durchaus auf der vollen Aufrechterhaltung des Parlamentarismus in Polen beharren, sonst sei nicht nur kein weiterer Zufluß von ausländischen Krediten, sondern noch darüber hinaus werde man in Amerika die Bedingungen der Stabilisierungsanleihe als nicht erfüllt ansehen.

Bei der vollständigen Beseitigung des parlamentarischen Einflusses fürchten die Amerikaner einen Umsturz, als unvermeidlich. Dewey deutete dabei dem Marschall an, daß er kein junger Mann mehr sei, so daß man auf seine Autorität nicht mehr auf weite Sicht rechnen könne.

Nun habe sich Pilsudski nach reiflicher Ueberlegung dazu entschlossen, offiziell keinen Anteil mehr an der Regierung zu nehmen, sondern nur der neuen Regierung dazu zu verhelfen, daß sie sich eine Autorität verschaffen — was die Hauptsache ist —, mit der die Sejmmehrheit zu einem Ausgleich, hauptsächlich in wirtschaftlichen Beziehungen gelangen kann.

Um dieses Ziel zu erreichen, müsse ein Kabinett geschaffen werden, dessen Mitglieder bisher parteipolitisch nicht engagiert waren. Zu denen gehören eben der Kattowitzer Diplomingenieur Balzer und der Krakauer Professor Zoll, welche als Kandidaten für den Ministerpräsidentenposten genannt werden. Desgleichen gehört auch der Außenminister-Kandidat Skrzynski zu den unparteiischen Persönlichkeiten.

Auf große Schwierigkeiten stoße lediglich die Besetzung des Finanzministeriums.

Der V. Minderheitenkongreß.

Genf, 26. August. Der 5. Minderheitenkongreß wurde am Montag vom Präsidenten des ständigen Ausschusses Dr. Wilfan eröffnet. Der Kongreß ist von Vertretern von 30 Minderheiten aus 14 europäischen Staaten und 12 Völkern beschickt. Neue Gruppen sind anwesend von den Litauern in Polen, den Schweden in Estland und den Russen in Rumänien. Wieder nicht anwesend sind die Minderheiten aus Deutschland, die Polen, Dänen und Wenden. Angeblich wegen der Friesenfrage, in Wirklichkeit aber auf Wunsch Warschaus, nachdem es früher nicht gelungen ist, den Kongreß und seine Tätigkeit zu sabotieren. Als Begrüßungswort bezeichnete Dr. Wilfan die überstaatlichen nationalen Zusammenkünfte, die in der letzten Zeit stattgefunden haben. So den allpolnischen Kongreß in Warschau, das Ausland-Ungarn-Treffen in Budapest und die Münchener Tagung der Auslandsdeutschen und die allschwedische Tagung in Mariahamm. Diese überstaatliche Organisation sei geeignet, die Nationalstaaten bei der Pflege nationalkultureller Aufgaben zu unterstützen und damit die Arbeit der Minderheiten zu erleichtern und zu fördern. Dr. Wilfan hob ferner die preußische Verordnung für die Minderheitenschulen hervor, unter anderem auch deshalb, weil sie von einem Staate erlassen wurde, der durch keine Minderheitenschutzverträge gebunden ist, worin der Beweis dafür liege, daß auch solche Staaten ihren Minderheiten gegenüber Pflichten haben und sie auch anerkennen. Der Kritik, daß die preußische Regierung diese Verordnung nur erlassen habe, um damit die Position der Auslandsdeutschen zu stärken, hielt Dr. Wilfan das Argument entgegen, daß diejenige Staatsregierung, die die eigenen Minderheiten möglichst gut behandelt, wenn auch um damit die nationalen Genossen im Ausland zu unterstützen, doch in einem ganz andern Licht erscheine, als andere Regierungen, die nicht davor zurückschrecken, die Minderheiten im eigenen Lande beliebig zu unterdrücken. Das Verhältnis der Minderheiten zum Völkerbund streifte Dr. Wilfan nur kurz, da sich die meisten Abordnungen darüber besonders äußern werden.

Darauf sprach ein als Gast anwesender Engländer Llevelin Jones aus Wales, der eine eingehende Schilderung über die Regelung der Sprachenverhältnisse in seinem Lande gab. Demnach kann die Walliser Sprache ganz nach Bedarf in der Kirche, Schule und vor Gericht frei gebraucht werden und die englische Regierung hat vor einigen Jahren sogar noch eine Kommission eingesetzt zum Studium der Frage, wie die Anwendung der Walliser Sprache möglichst erleichtert und gesichert werden könne, um sie vor dem Aussterben zu bewahren.

Das Bureau des Kongresses wurde gestellt aus Dr. Wilfan, Dr. Schiemann, einem Katalonier, einem Russen aus Polen, einem Ungarn aus der Tschechoslowakei, einem Ukrainer aus Polen und einem Vertreter der jüdischen Gruppen.

Die „Pat" in der Rolle eines Parteiagitators.

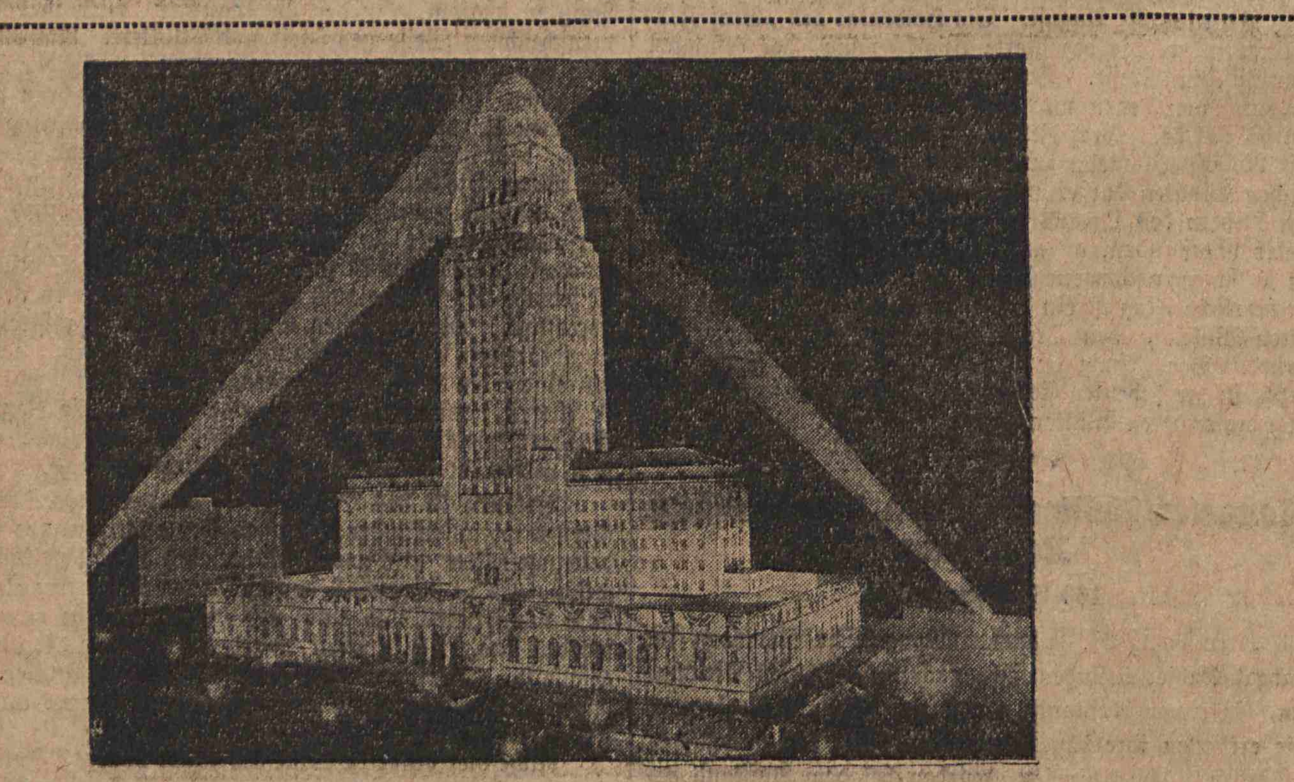
Unter diesem Titel setzt sich der „Robotnik" mit der Polnischen Telegraphenagentur (Pat) auseinander im Zusammenhang mit einer Depesche aus dem Haag, die die „Pat" an die Zeitungen versandt hat und worin die Aeußerungen des Reichstagsabgeordneten Dr. Breitscheid über das Problem der polnisch-deutschen Grenze einem Rigaer Blatt gegenüber (von uns in der Sonnabendnummer veröffentlicht) zu einer unverantwortlichen Hetze benutzt werden. In der besagten Depesche wird von einem publizistischen Auftreten Dr. Breitscheids gesprochen und weiter heißt es u. a., daß das Berühren dieser Frage in diesem Moment ein einfaches Manöver sei, um den Mißerfolg der Außenpolitik der deutschen Sozialdemokratie zu verschleiern und daß Dr. Breitscheid die Absicht habe, die polnisch-deutsche Grenzfrage zu einem Handelsobjekt im Haag zu machen.

Die „Pat", so schreibt der „Robotnik", ist eine amtliche Agentur und ihre Depeschen kosten sehr viel Geld. Die Redaktionen haben ein Recht, von ihr, wenn auch schon nicht unparteiliche, so doch intelligente Nachrichten zu verlangen. So hat obige Meldung alle Anzeichen einer gewöhnlichen nationalistischen Hetze und ist obendrein so ungeschickt gemacht, daß man geradezu vom Mitleid erfaßt wird. Des weiteren unterstreicht der „Robotnik", daß von einem publizistischen Auftreten Dr. Breitscheids nicht die Rede sein könne, da es sich nur um die gelegentliche Aeußerung einem Pressevertreter gegenüber handelt. Die Behauptung, daß Dr. Breitscheid durch diese Aeußerung einen Mißerfolg der Außenpolitik der deutschen Sozialdemokratie verschleiern wolle, nennt der „Robotnik" eine einfache Dummheit. Der Gipfel allen Unsinns sei jedoch die Behauptung, daß Breitscheid die polnisch-deutsche Grenzfrage zu einem Streitobjekt im Haag machen wolle.

Eine amtliche Agentur, so heißt es zum Schluß, ist doch kein Boulevard-Blatt, das von der Verdummung seiner Leser lebt; sie ist doch vielmehr eine Institution, die nicht nur vor dem eigenen Lande, sondern auch vor dem Auslande verantwortlich ist. Was wird das Ausland von einem derartigen Geschwätz der „Pat" denken? Es ist wohl der nationalistischen Presse gestattet, Panikstimmung über das Thema Grenzrevision hervorzurufen, denn das liegt in ihrem Parteiinteresse. Was für ein Interesse kann aber eine amtliche Agentur daran haben, wenn sie ein derartiges albernes Geschwätz über eine polnisch-deutsche Grenzrevision veröffentlicht?

Zur Eisenbahnkatastrophe bei Buir.

Warschau, 26. August. Im Zusammenhang mit der furchtbaren Eisenbahnkatastrophe bei Buir in Deutschland, bei der eine ganze Reihe polnischer Staatsangehöriger teils getötet, teils verletzt worden sind, hat das Außenministerium den polnischen Konsul in Köln angewiesen, sich der Verunglückten anzunehmen und über die Ursachen und die Art der Hilfeleistungen dem Außenministerium eingehend Bericht zu erstatten.



Nächtliches Bild des Wolkenkratzer-Rathauses von Los Angeles.

Von Japans malerischer Welt gelangte „Graf Zeppelin" nun ins Wunderreich amerikanischer Wolkenkratzertechnik. Unser Bild zeigt das Rathaus von Los Angeles im Glanze der Scheinwerfer.

Der Rapport Major Kubalas über den Unglücksflug.

Dieser Tage hat Major Kubala, der Ueberlebende des verunglückten Ozeanfluges, dem Chef des Luftschiffahrtsdepartements im Kriegsministerium den offiziellen Rapport über den Ozeanflug und über das Unglück, das die beiden Flieger betroffen, erstattet. Darin heißt es u. a.: Auf Grund der Wetterberichte sind wir am 13. Juli 1929 um 3 Uhr 45 Minuten von Le Bourget aus gestartet. Danach hätten wir, bei einer Fahrtgeschwindigkeit von 155 Kilometer, die unser Flugzeug entwickelte, nach 42 Stunden in Neuyork landen sollen. Der Start ging glücklich vonstatten, schon nach 20 Minuten hatten wir eine Höhe von 2000 Metern erreicht. Um 6 Uhr 48 Minuten verließen wir die Küste Frankreichs; von 7 Uhr 30 Minuten bis 9 Uhr sichteten wir 7 Dampfer, die mit uns Gespräche aufnehmen wollten. Bis 17 Uhr ging alles gut, von nun an aber, als wir uns ungefähr 2200 Kilometer von Paris befanden, fing der Motor an, unregelmäßig zu arbeiten, setzte zuweilen aus und verlangsamte die Umdrehungen. Da die Temperatur des Kühlwassers und die Benzin- und Oelzufuhr normal waren, nahmen wir an, daß die Magnete nicht in Ordnung sein mußten. Wir beschlossen deshalb von unserem direkten Kurs nach Neuyork abzuweichen und nach den Azoren zu fliegen, die noch ungefähr 250 Kilometer von uns entfernt waren. Als wir um 21 Uhr die Insel Graciosa überflogen, setzte der Motor immer häufiger aus, so daß wir unseren Plan, auf Fayal zu landen, aufgaben, da diese Insel noch 50 Kilometer weiter entfernt war, und Major Idzikowski suchte einen geeigneten Landungsplatz aus. Nach mehrmaligem Umkreisen der Insel entschloß sich Major Idzikowski, auf einem Getreidefelde niederzugehen. Als wir das Benzin auslaufen ließen, das eine für die Lungen äußerst schädliche Beimischung enthielt, erlag Major Idzikowski einer Gasvergiftung und verlor das Bewußtsein. Kurz nach dem Landen erfolgte die Katastrophe, da unser Apparat auf eine quer durch das Getreidefeld laufende Mauer, die von oben nicht sichtbar war, auffuhr und sich überstürzte, wobei wir beide das Bewußtsein verloren. Ein Einwohner, der das Unglück gesehen hatte, kam uns zu Hilfe und versuchte, uns aus den Riemen zu lösen. Mich trug er zuerst ins Freie, als er sich wieder dem Apparat zuwandte, ging dieser in Flammen auf, da der Benzintank explodierte. Das Flugzeug ist vollständig verbrannt, nur der Motor konnte mitgenommen werden, da er nicht allzusehr beschädigt war. Erst 12 Stunden nach der Katastrophe hatte ich das Bewußtsein wiedererlangt.

Wegen schlechter telegraphischer Verbindung zwischen den Inseln und des Fehlens einer Radiostation auf Graciosa sind über die Katastrophe so falsche und widersprechende Nachrichten verbreitet worden.

Schließung eines Berufsverbandes in Warschau.

Die Strafkammer des Warschauer Bezirksgerichts hat nach eingehender Verhandlung beschlossen, den Konfektionsarbeiterverband in Warschau wegen „statutenwidriger" Tätigkeit zu schließen. In der Urteilsbegründung heißt es, daß die Tätigkeit des Verbandes der Konfektionsarbeiter nicht mit den von den Verwaltungbehörden genehmigten Verbandssatzungen in Einklang zu bringen sei.

Die Vorgänge in Palästina.

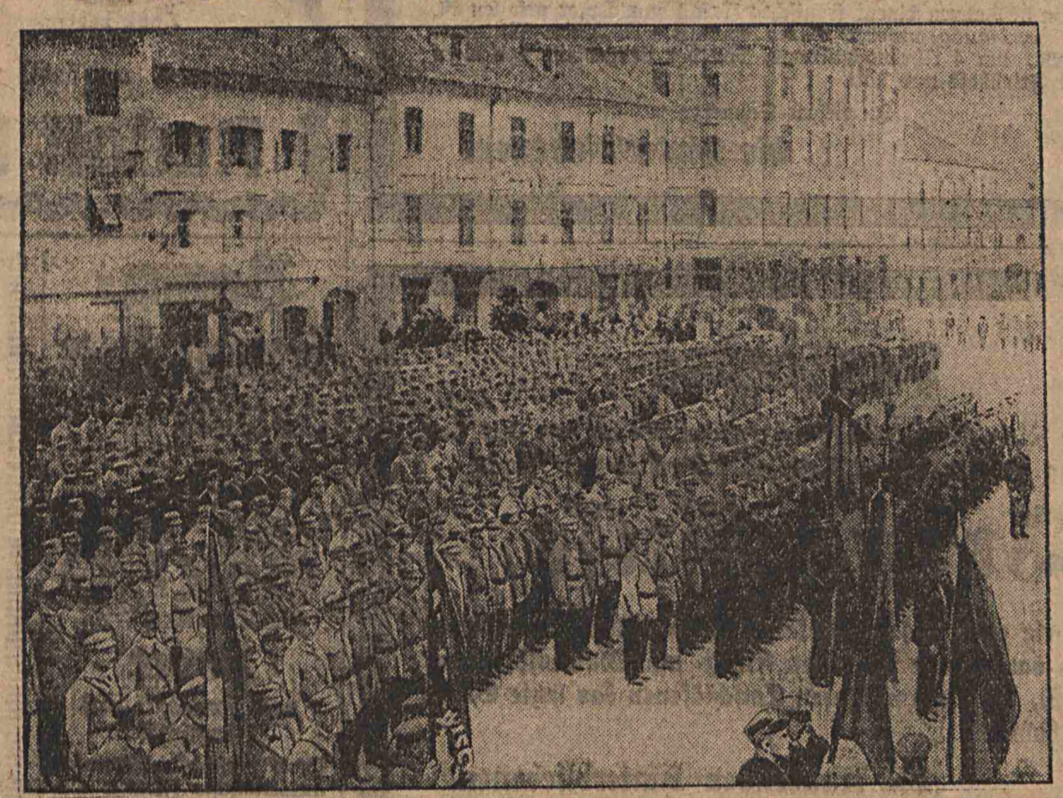
London, 26. August. Die Zahl der bei den Zusammenstößen zwischen Arabern und Juden in Palästina getöteten Personen betrug bis zum gestrigen Sonntag 59 Juden, 18 Moslems. Da die Araber ihre Toten zum Teil mitnehmen, ist die Zahl der Toten nicht bekannt. Als Verwundete sind bisher rund 250 Personen gemeldet. Aus Jaffa werden neue Zusammenstöße gemeldet.

Der 1000-Tonnen-Kreuzer „Sussex" ist bereits eingetroffen. Das Schlachtschiff „Narham" wird für Dienstag erwartet. Daneben befinden sich noch ein Flugzeug und 2 Zerstörer auf dem Wege nach dem Nahen Osten. An Landungstruppen sind bereits 2 Bataillone Infanterie in Palästina eingetroffen, die durch Landungstruppen der „Sussex" und des Schlachtschiffes „Narham" verstärkt werden. Die stärksten Befürchtungen werden wegen der Möglichkeit eines allgemeinen Aufstandes der Araber in Jerusalem und anderen Städten gehegt.

Washington, 26. August. Im Staatsdepartement wurde auf den offiziellen Konsularbericht hin, daß in Jerusalem 12 Amerikaner getötet worden seien, die drahtlose Instruktion an Dawes gesandt, bei der britischen Regierung die dringende Hoffnung auszusprechen, daß England alsbald die erforderlichen Schritte zur Verhütung weiterer Angriffe auf amerikanisches Leben und Eigentum ergreifen werde. Eine Entsendung amerikanischer Kriegsschiffe sei nicht beabsichtigt. Man vertraut vielmehr darauf, daß die britische Regierung der Lage bald Herr sein werde.

Warschau, 26. August. Die blutigen Vorgänge in Palästina haben die zionistischen Organisationen in Warschau veranlaßt, für heute große Protestkundgebungen anzukündigen. So sollen heute eine Reihe von Protestversammlungen, Umzügen und Manifestationen stattfinden. Das Regierungskommissariat der Stadt Warschau hat infolge dieser Ankündigungen die Polizeiorgane angewiesen, nur Versammlungen und friedliche Umzüge zuzulassen, Demonstrationen aber vor dem englischen Konsulat auf das energischste zu verhindern. Gestern versuchte bereits eine Gruppe Zionisten vor dem englischen Konsulat aufzuziehen. Die Demonstranten wurden jedoch zerstreut.

Das Begräbnis der Opfer von St. Lorenzen (Steiermark).



Aufmarsch des Republikanischen Schutzbundes zur Trauerfeier.

Protest religiöser Sozialisten gegen Seipel.

Eine Reihe pazifistischer Vereine in Wien, darunter auch der Bund religiöser Sozialisten, protestieren in einem Schreiben an die Tagung katholischer Friedens-Vereine in Frankfurt dagegen, daß Dr. Seipel dort als Referent auftrete. Der Protest wird u.a. folgendermaßen begründet:

1. Dr. Seipel hat 1926 ein internationales Manifest gegen die allgemeine Wehrpflicht unterzeichnet, ist jedoch trotzdem in der Sitzung des österreichischen Nationalrates vom 8. Januar für die allgemeine Wehrpflicht und die Wehrverfassung der Republik eingetreten.

2. Dr. Seipel hat seit mehreren Jahren in Oesterreich in keiner pazifistischen Versammlung gesprochen, hingegen wiederholt öffentlich gegensätzliche Stellung bekundet. So zum Beispiel im Februar 1929 in Graz, wo er sich zu einer militaristischen Organisation politischen Charakters (Heimwehr) bekannte, deren Mitglieder am 1 August 1928 eine Versammlung der Kriegsdienstgegner mit brutaler Gewalt gesprengt hatte, wobei u. a. der Referent Rajendra Prasad blutig geschlagen wurde.

* * *

Zwischen der Regierung und den Führern der verschiedenen Selbstschutzverbände haben dieser Tage Waffenstillstandsverhandlungen stattgefunden. Der Vizekanzler Schumy hat mit Vertretern des Heimatschutzes und des Republikanischen Schutzbundes die vom Ministerrat beschlossenen Maßnahmen zur Verhinderung neuer Zusammenstöße eingehend erörtert. Schumy erklärte, daß diese Maßnahmen sich nicht einseitig gegen eine Partei richten, sondern ebenso sehr zur Verhütung bedauerlicher Vorfälle, die der Hintanhaltung schädlicher Auswirkungen, vor allem wirtschaftlicher Natur, dienen sollen.

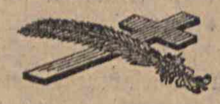
Die Hauptmaßnahmen der Regierung zur Verhütung von Ereignissen, wie sie sich am vorletzten Sonntag in St. Lorenzen abgespielt haben, bestehen in dem Beschluß, in die Stadt Bruck an der Mur, d. h. in dem Mittelpunkt des obersteirischen Industrieviertels, eine Garnison zu legen. Beabsichtigt ist, ein 300 Mann starkes Bataillon des Grazer Alpen-Regiments in Bruck zu stationieren.

Erhöhung des Privatdiskonts in Deutschland.

Berlin, 26. August. An der Berliner Börse wurde am Montag der Privatdiskont um ein Achtel auf 7¼ für beide Sichten erhöht.

Verantwortlicher Schriftleiter i. V. Otto Heike; Herausgeber Ludwig Kuk; Druck «Prasa», Lodz, Petrikauer 101.

Ein Arbeiterhaushalt ohne „Lodzer Volkszeitung", der wäre ohne Licht und Wärme!



Allen Verwandten, Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß am Sonntag, den 25. d. M., um 8 Uhr abends, meine liebe Gattin, teure Mutter, Tochter, Schwester, Schwiegertochter, Tante und Kusine

Marie Giezel geb. Hübner

im Alter von 37 Jahren einem tragischen Unfall zum Opfer gefallen ist.

Die Beerdigung unserer teuren Entschlafenen findet Mittwoch, den 28. d. M., um 4 Uhr nachmittags, von der Leichenhalle des alten katholischen Friedhofs aus statt.

In tiefem Schmerz:

die Hinterbliebenen.

Danksagung

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme bei der Bestattung unserer teuren Tochter, Schwester und Tante

Irma Guse

sprechen wir allen unseren tiefempfundenen Dank aus. Ganz besonders danken wir den edlen Kranz- und Blumenspendern, sowie allen, die unserer teuren Entschlafenen das letzte Geleit gegeben haben.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Ev.-luth. **Kirchengesangverein „Harmonia"**

Konstantynow.

Am Sonntag, den 1. September d. J., begeht der Verein das

50jährige Jubiläum

seines Bestehens.

Das Programm sieht vor:

- 8 Uhr morgens: Begrüßung der Gäste im Hornschen Saale an der Lodzer Straße (Haltestelle der Zufuhrbahn an der Schweikertschen Fabrik),
- 9 „ Entgegennahme der Gratulationen,
- 10 „ Ausmarsch aller Vereine mit Fahne nach der Kirche,
- 10.30 „ Festgottesdienst mit Fahnenweihe, Festgesang der Kirchengesangvereine der Lodzer St. Trinitatis- und Johannisgemeinde, darauf Rückmarsch der Vereine nach dem Hornschen Saale und gemeinsames Mittagessen,
- 2 „ Ausmarsch der Vereine nach dem Garten der Gebr. Janot, daselbst Auftreten der einzelnen der Vereinigung deutschsingender Gesangvereine angeschlossenen Vereine, Massenchor, Konzert des Musikvereins „Stella", Flobertschießen und andere Belustigungen, reich versehenes Büfett am Platze. Bei ungünstigem und kühlem Wetter Abschluß des Festes im Hornschen Saale.

Der Festausschuß.

Das Fest findet bei jedem Wetter statt. — Es wird für eine günstige Verbindung mit den Zügen der elektrischen Bahnen in Konstantynow und Lodz gesorgt werden.

Deutsches Knaben- und Mädchen-Gymnasium in Lodz

Kosciuszko-Allee 65, Tel. 41-78.

Die Kanzlei ist täglich von 9 bis 2 Uhr nachm. geöffnet.

Aufnahmeprüfungen

am 2. September um 8 Uhr.

Der Unterricht beginnt am 2. September um 8 Uhr früh.

Deutsches 6klass. Gymnasium für Knaben und Mädchen.

verbunden mit **Schülerheim** in **SOMPOLNO bei Koło.**

Aufnahmeprüfungen

für die Vorschulen und für die Gymnasialklassen finden am 2. September statt.

Am Sonntag, den 8. September l. J., um 2.30 Uhr nachmittags,

in der Arbeiterkolonie **CZYŻEMINEK**

Erntedankfest

Die Herren Pastoren: Dir. A. Gerhardt—Basel, Kotula—Lodz, Krenz—Nieszawa u. a. werden Festansprachen halten. Gesang- und Posaunenchöre werden mitwirken. Die Bewirtung der Gäste wird wieder in liebenswürdiger Weise der Pabianicer Frauenverein übernehmen. Die lieben Glaubensgenossen von Stadt und Land, alle Mitglieder, Freunde und Gönner werden herzlich eingeladen. Man fährt mit der Pabianicer Elektrischen bis zur Biegung, wo links die Chaussee nach Rzgow führt. Dort werden nach Möglichkeit von 12.30—2 Uhr nachmittags Wagen die lieben Gäste erwarten. Fußgänger gehen die Chaussee nach Rzgow bis Gospodarz, wo Wegweiser den Weg nach der Arbeiterkolonie zeigen.

Die Verwaltung der Arbeiterkolonie Czyżeminek.

Theater- u. Kinoprogramm.

Theater im Staszic-Park: Heute u. täglich „Kochajmy się"

Apollo: „Scheik Fazil"
Capitol: „Salambo"
Corso: „Recht — Rechtlos"
Czary: „Die Insel der Tränen" und „Die Frau für zwei Wochen"
Grand Kino: „Du mein Ideal"
Kino Oświatowe: „Das verheissene Land" und „Der geliebte Sherif"
Luna: „Das gefährliche Alter der Männer" und „Hipek und Lopek wollen heiraten"
Odeon und **Wodewil:** „Die Pache des Spaniers"
Palace „Die Insel der Tränen" und „Die Frau für zwei Wochen"

Tagesneuigkeiten.

Die Straßenbahngesellschaft trägt die Schuld.

Die Arbeiten an der Asphaltierung der Petrikauer Straße stoßen infolge des starken Verkehrs der Straßenbahnen und Wagen auf erhebliche Schwierigkeiten. Der Wagenverkehr darf laut der Verordnung der Verwaltungsbehörden nicht unterbunden werden und die Straßenbahndirektion trägt sich nicht mit dem Gedanken der Umführung der Straßenbahnlinien von der Strecke Przejazd — Platz Wolnosci nach einer anderen Linie, da sie befürchtet, daß die Frequenz des Verkehrs dadurch eine Einbuße erleiden würde. Die Hauptbedingung bei den augenblicklichen Arbeiten besteht darin, daß sie möglichst schnell durchgeführt werden, um den Verkehr nur während kurzer Zeit zu erschweren. Nach diesem Grundsatz arbeitete auch der Magistrat, der am 10. August beschlossen hat, die Straßenbahndirektion aufzufordern, die Schienen auf der Strecke von der Andrzeja bis zum Platz Wolnosci zu entfernen, was einer Beschränkung des Straßenbahnverkehrs auf dieser Linie gleichzustellen wäre. In dieser Angelegenheit wurde auch eine notarielle Aufforderung an die Straßenbahndirektion am 13. August abgesandt. Zugleich wurde die Polnische Asphalt-Gesellschaft, die die Asphaltierungsarbeiten übernommen hat, aufgefordert, die Arbeiten möglichst im schnellsten Tempo auszuführen. Die Beschleunigung der Arbeiten ist auch inzwischen eingetreten, nur die Arbeiten an der Ausbesserung der Straßenbahnschienen werden so langsam ausgeführt, daß die Aphaltierungsarbeiten wiederum eine Verzögerung erleiden. Trotz des Beschlusses der Verwaltung der Straßenbahn-Gesellschaft, die die Direktion aufforderte, die Montierungsarbeiten an den Straßenbahnschienen den Asphaltierungsarbeiten anzupassen, hat diese ihren Standpunkt nicht geändert und führt die Arbeiten in dem langsamsten Tempo weiter.

Die Verantwortung für die Verlängerung dieses Zustandes, der den Straßen- und Fußgängerverkehr ungemein hemmt, trägt also die Lodzer Straßenbahngesellschaft.

Der Magistrat seinerseits wird alles daran setzen, damit die Asphaltierungsarbeiten bis zum Eintritt des Winters beendet sein werden.

In Sachen der Arbeiterhäuser.

Am 30. d. Mts. findet unter dem Vorsitz des Stadtpräsidenten Ziemiencki eine Sitzung der speziellen Kommission, von der wir bereits am Sonntag berichteten, in Sachen der Arbeiterhäuser auf dem Konstantynower Waldgelände statt. Von seiten des Wojewodschaftsamtes ist dem Komitee noch der Leiter des wojewodschaftlichen Gesundheitsamtes Dr. Skalski, der Vertreter der Bezirksdirektion für öffentliche Arbeiten, Ing. Sunderland, und der Leiter der Selbstverwaltungsabteilung des Wojewodschaftsamtes, Rechtsanwalt Kozlowski, beigetreten.

Dreister Diebstahl.

Sonntag abend drangen in die Wohnung des Schlama Goldstern, 1go Maja 9, Diebe ein. Die Diebe hatten sich vor Torschluß auf den Hof begeben und waren dann, nachdem sie das Schloß der Eingangstür gesprengt, in das Innere der Wohnung gelangt. Sie konnten ungestört arbeiten, da die Wohnungsinhaber seit längerer Zeit in der Sommerfrische weilen. Sie rafften alle Gegenstände, die ihnen des Mitnehmens wert erschienen, zusammen und packten sie in Säcke. Mitten in der Arbeit wurden sie jedoch von einem Nachbar gestört. Sie nahmen einen Teil der Beute an sich und flohen. Wie nachher festgestellt wurde, entkamen sie über das Dach auf das Gebiet des Nachbarhauses, zu dessen Tür sie einen Schlüssel besessen haben mußten. Wie hieraus hervorgeht, muß es sich um eine wohlorganisierte Bande handeln. Der Wert der von den Dieben gestohlenen Silbersachen und anderer Gegenstände beläuft sich auf über 5000 Zl.

Feuer auf dem Lande.

Im Dorfe Monkolno bei Lodz brach gestern in einem der Anwesen Feuer aus. Trotz raschen Einsetzens der Löschaktion verbrannten sämtliche Wirtschaftsgebäude mit der diesjährigen Ernte. Der angerichtete Schaden ist groß. (p)

Selbstmord einer Offiziersfrau.

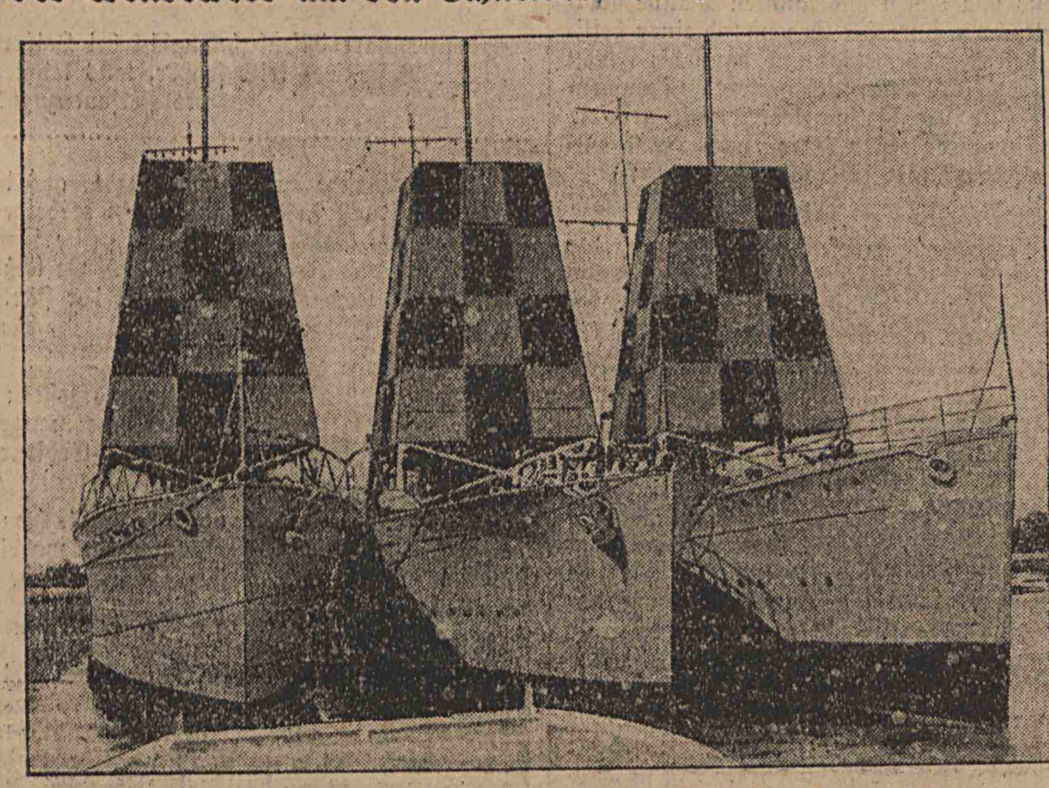
Gestern früh bemerkte ein Einwohner des Hauses 1. Maistr. 41 in den Morgenstunden eine elegant gekleidete Frau im Alter von etwa 25 Jahren, die sich eilig in das vierte Stockwerk des Hofgebäudes begab, wo sie schluchzend stehen blieb. Da dem Einwohner das Verhalten der Frau auffiel, beobachtete er sie weiter und es gelang ihm, als sie ein Korridorfenster öffnete und Anstalten machte, sich aus demselben in die Tiefe zu stürzen, hinzuzuspringen und sie festzuhalten. Nachdem Sie sich beruhigt hatte, verließ sie das Haus und begab sich durch die Gdanska-Straße nach der 6. Sierpnia, wo sie das Haus Nr. 37 betrat. Ihr Beobachter aber, der, nichts Gutes ahnend der Frau bis hierher gefolgt war, blieb, als sie sicheren Schrittes in den linken Treppenflur einbog, im Torweg stehen und fragte den Hauswärter, ob die Frau hier wohne. Kaum hatte dieser ihm geantwortet, daß er sie hier noch nicht gesehen habe, als beide das dumpfe Aufschlagen eines schweren Gegenstandes hörten, das vom Hofe her an ihre Ohren drang. Sie eilten in den Hof und stellten fest, daß die unbekannte Frau sich aus beträchtlicher Höhe in den Hof hinunter gestürzt hatte. Ein herbeigerufener Arzt der Rettungsbereitschaft stellte einen Bruch des linken Armes und rechten Beines sowie allgemeine schwere Körperverletzungen fest. Als die Frau zum Bewußtsein zurückkam, bat sie um Gift mit der Erklärung, nicht länger leben zu wollen. Wie es sich herausstellte, handelte es sich um die Gattin eines Offiziers der Lodzer Garnison namens Halina Wierzbynska. Sie wurde in sehr bedenklichem Zustande ins Krankenhaus überführt. (p)

Furchtbarer Selbstmord eines Gymnasialdirektors.

Zwischen den Stationen Lask und Zdunska-Wola wurde auf dem Bahndamm die Leiche eines Mannes in

---

Der Wettbewerb um den Schneiderpokal wird nicht ausgetragen?



Die drei englischen Markierungsschiffe, die die Flugstrecke bezeichnen werden.

London, 26. August. Nachdem am Sonntag die amerikanischen Probeflüge mit den für die Teilnahme an dem Schneider-Pokal-Wettbewerb bestimmten Flugzeugen wiederum ergebnislos verlaufen sind, haben die Vereinigten Staaten nunmehr endgültig ihre Teilnahme an dem Wettbewerb abgesagt. Zur gleichen Zeit wird bekanntgegeben, daß auch Italien amtlich seine Nichtteilnahme an dem Rennen mitgeteilt hat. Mit den beiden Absagen Amerikas und Italiens bleibt Großbritannien allein im Rennen. Ob es trotzdem ausgetragen wird, wird erst am kommenden Dienstag entschieden werden.

„A. S. Der Unsichtbare".

Von Edgar Wallace.

(9. Fortsetzung)

6.

Stella Nelson saß beim Frühstück, als ihr Vater herunterkam. Er war nicht mehr hochmütig und er dachte auch nicht mehr daran, Dienstboten zu entlassen. Er schämte sich jetzt sehr und in seiner ganzen Haltung drückte sich die Bitte um Verzeihung aus.

Früher hatte sich Stella durch die Versicherungen seiner Reue täuschen lassen, sie hatte geglaubt, daß doch noch etwas Gutes an einem Mann sein müßte und er sich bessern könnte, wenn er seine Fehler einsah, sie bereute und nicht so verhärtet war, schlechtes Betragen später einfach mit Stillschweigen zu übergehen. Aber diese Illusion war zerronnen wie so viele andere.

„Guten Morgen, mein Liebling. Ich wage kaum, dir ins Gesicht zu sehen", sagte er, als er sich niedersetzte und mit unsicheren Händen seine Serviette entfaltete. „Ich bin ein Unmensch, ich habe mich wie ein Tier benommen!"

Sie schenkte ihm Tee ein und kümmerte sich wenig um seine Worte.

„Du darfst mir glauben, Stella, es war das letztemal — wirklich, das allerletztemal. Ich habe heute morgen, als ich mich anzog, den festen Vorsatz gefaßt, nie wieder Alkohol zu trinken. War ich wieder so entsetzlich verrückt? Habe ich wieder die Dienstboten hinausgeworfen?"

„Sie sind gegangen."

Er seufzte.

„Vielleicht kann ich sie aufsuchen. Es wäre doch möglich, daß ich mit Mary die Sache wieder in Ordnung brächte. Sie war eigentlich kein schlechtes Mädchen, obwohl sie meine goldenen Hemdenknöpfe verloren hat. Ich will zu ihr in den Ort gehen und ihr alles erklären. Zu Mittag sind sie alle wieder da, Liebling. Ich kann nicht dulden, daß du die ganze Hausarbeit allein tust."

„Mary hatte heute morgen ihre Sachen abgeholt"", sagte Stella in sachlichem Ton. „Ich habe ihr auch den Vorschlag gemacht, zu bleiben, aber sie erklärte, sie würde nicht wieder hierherkommen, selbst wenn ich ihr eine Million im Jahr zahlte. Das habe ich ihr denn auch nicht angeboten."

„Habe ich sie beschimpft — habe ich ihr allerhand Namen gegeben?" fragte er schuldbewußt.

Sie nickte und schob ihm die Marmelade hin.

„Hast du etwas Geld — ich möchte einkaufen gehen."

Er rückte unruhig hin und her.

„Ich fürchte, ich kann dir nichts geben, ich bin gestern morgen nach Beverley gegangen, als du fort warst, und habe ein paar Besorgungen gemacht —"

„Das weiß ich", unterbrach ihn Stella ruhig. „Du hast noch eine halbe Flasche Whisky stehen lassen, die ich weggeschüttet habe."

„Das hättest du nicht tun sollen, mein Liebling", erwiderte er kleinlaut. „Ich weiß wohl, es ist sehr schädlich, aber es ist doch gut, wenn man etwas im Hause hat für plötzliche Krankheitsfälle."

Kenneth Nelson machte bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich die Andeutung, daß irgendeine schreckliche Krankheit ausbrechen würde, die nur durch reichlichen Genuß von Whisky geheilt werden könnte.

„Wenn jemand krank wird, wollen wir lieber nach Doktor Granitt schicken", sagte sie scharf. „Hast du wirklich kein Geld für mich, Vater?"

„Ich habe nur ein paar Schilling." Er zog eine Handvoll Silbergeld aus der Tasche. „Das brauche ich aber selbst", fügte er hastig hinzu. „Ich bekomme aber heute meinen Scheck von den Kunsthändlern. Ich kann gar nicht begreifen, warum er heute morgen mit der Post noch nicht gekommen ist. Die Leute sind doch zu unzuverlässige Menschen."

„Der Scheck kam schon vorige Woche", entgegnete sie ruhig. „Du hast dem Mädchen den Brief gleich draußen abgenommen und ihr gesagt, sie möchte mir nichts davon erzählen. Das hat sie mir gestern außer vielen anderen Dingen auch mitgeteilt."

Er seufzte wieder.

„Ich bin ein Verschwender, ich bin ganz und gar verkommen", klagte er sich an. „Ich bin schuld an dem Tod deiner armen Mutter, ich habe sie ins Grab gebracht — du weißt, daß ich daran schuld bin, Stella."

In solchen Augenblicken fand er ein wahres Vergnügen darin, sich selbst herabzusetzen und zu beschimpfen. Daß seine Tochter sich dadurch verletzt fühlen könnte, kam ihm gar nicht zum Bewußtsein. Er empfand eine solche Befriedigung dabei, daß er sich unmöglich vorstellen konnte, andere Leute wären unfähig, dieses Vergnügen mit ihm zu teilen.

„Sage doch das nicht", sagte sie beinahe schroff. Sie kam aber sofort wieder auf die Geldfrage zurück. „Vater, ich brauche Geld. Die Mädchen wollen heute wiederkommen, um den restlichen Lohn zu holen. Oder wenn ich es genau sagen soll, ich habe versprochen, ihnen das Geld in die Stadt zu schicken."

Er hatte sich in seinen Sessel zusammengekauert, fühlte sich verletzt und brütete vor sich hin.

„Ich werde heute mit dem Bild anfangen — mit dem Pygmalion. Es wird allerdings einige Zeit dauern, bis ich damit fertig bin und bis ich das Geld dafür bekomme. Diese verfluchten Händler —"

Schon vor drei Jahren hatte er den Pygmalion zu malen begonnen, aber seitdem war er nicht wieder in Stimmung gekommen und hatte das Bild liegen gelassen. Stella hatte es aufgegeben, Modelle für ihn zu engagieren. Sie nahm das Versprechen, das große Bild beenden zu wollen, mit derselben Gleichgültigkeit hin, die sie vorhin bei den Ausbrüchen seiner Reue gezeigt hatte.

Plötzlich hellten sich seine Züge auf, als ihm ein rettender Gedanke kam. Er lehnte sich zu ihr über den Tisch hinüber.

„Stella", sagte er leise und vertraulich, „könntest du nicht etwas Geld bekommen — erinnerst du dich an die Summe, die du damals aufgetrieben hast, als mich dieser üble Marmeladenfabrikant wegen der Anzahlung verklagte, die er auf das Porträt machte? Diese dummen Spießer glauben immer, man könnte ein Bild auf Befehl malen. Ich bin niemals ein Kaufmann gewesen. Ich will ja auch die Kunst nicht in den Himmel heben, aber Kunst ist der Inhalt des Lebens, für mich wenigstens."

Er schaute sie erwartungsvoll, beinahe bittend an, aber sie schüttelte den Kopf.

„Auf diese Weise kann ich kein Geld mehr beschaffen. Lieber würde ich sterben," Sie schauderte bei der Erinnerung daran. „Wir wollen nicht mehr darüber sprechen, Vater."

(Fortsetzung folgt.)

mittlerem Alter gefunden. Der Kopf war vom Rumpf getrennt. Auf Grund von Dokumenten, die man bei der Leiche fand, stellte man fest, daß es sich um den Gymnasiallehrer Josef Ilnicki aus Koluszki handelt. Wie die polizeiliche Untersuchung ergab, hatte Ilnicki sich das Leben genommen, indem er sich bei Herannahen eines Eisenbahnzuges auf die Schienen legte und sich so köpfen ließ. Ilnicki war stark nervenleidend und lebte seit längerer Ziet getrennt von seiner Frau. (p)

Blutige Auseinandersetzungen.

Im Dorfe Retkinia entstand zwischen mehreren Personen eine Schlägerei, bei der ein gewisser Josef Socha einen Messerstich in die Brust erhielt. Ein herbeigerufener Arzt der Lodzer Krankenkasse erteilte dem Verletzten die erste Hilfe. Bei einer anderen Schlägerei, zu der es in demselben Dorfe kam, wurde ein gewisser Antoni Bloch durch Stockhiebe blutig geschlagen, daß sich die Inanspruchnahme eines Arztes als notwendig erwies, der den Verletzten nach Erteilung der ersten Hilfe an Ort und Stelle belassen konnte. — An der Ecke Andrzeja und Petrikauer kam es in den späten Abendstunden zwischen mehreren Männern zu einer heftigen Auseinandersetzung, die bald in eine Schlägerei ausartete. Der 33 Jahre alte Stanislaw Mitkiewicz, Chlodna 14, der betrunken war, erlitt dabei so ernste Kopf- und Gesichtsverletzungen, daß die Rettungsbereitschaft herbeigerufen werden mußte. Diese überführte ihn nach Anlegung eines Notverbandes ins Krankenhaus. — Auf dem Hofe des Hauses Prusa 31 wurde der Besitzer dieses Hauses, der 64 Jahre alte Karol Domant am Abend von einem unbekannten Manne überfallen, der ihm mit einem stumpfen Gegenstand einen heftigen Schlag auf den Kopf versetzte und dann die Flucht ergriff. Zu Domant, der bedenklich verletzt zusammenbrach, wurde die städtische Rettungsbereitschaft gerufen, die ihn nach Erteilung der ersten Hilfe nach Hause entlassen konnte. Von dem Täter fehlt jede Spur. (p)

Explosion eines Spirituskochers.

In der Zgierska 59 explodierte in der Wohnung der Familie Piernik ein Spirituskocher, wobei der 13 Jahre alte Mordka Piernik, der sich in der Nähe des Kochers befand, schwere Brandwunden im Gesicht und an den Armen erlitt. Außerdem wurde der 15 Jahre alte Abram Schlag bei dem Unfall schwer verbrüht. Beiden Knaben erteilte ein herbeigerufener Arzt der städtischen Rettungsbereitschaft die erste Hilfe. (p)

Opfer der Autoraserei.

Der Wulczanska 139 wohnhafte Eduard Tadeusiak geriet beim Ueberschreiten einer Straße unter die Räder eines Autos, das er nicht rechtzeitig bemerkt hatte. Zu dem Verletzten wurde die Rettungsbereitschaft der Krankenkasse gerufen, die ihn nach Erteilung der ersten Hilfe nach seiner Wohnung überführte. (p)

In Zdunska-Wola fuhr ein Auto, dessen Führer die Gewalt über die Lenkvorrichtung verloren hatte, in eine Gruppe Passanten, wobei die in Lodz wohnhafte Frau Marie Giezel so schwer verletzt wurde, daß sie bald darauf verstarb. Die getötete junge Frau wurde nach Lodz überführt, wo sie morgen von der Leichenhalle des alten katholischen Friedhofes aus beerdigt werden wird. Der Kraftwagenführer, der den Unfall verschuldet hat, wurde sofort in Haft genommen.

Plötzlich vom Wahnsinn befallen.

Der 77 Jahre alte Hausbesitzer Jan Kawalek, Waclawa 14, begann gestern abend, nachdem er längere Zeit dumpf vor sich hingebrütet hatte, wild um sich zu schlagen, ohne daß hierzu ein Anlaß vorhanden war. Man hielt ihn fest und benachrichtigte die Rettungsbereitschaft der Krankenkasse, deren Arzt feststellte, daß Kawalek plötzlich wahnsinnig geworden ist. (p)

Beim Fensterputzen verunglückt.

Der Zakontna 78 wohnhafte Leon Sicinski verunglückte im Grand-Kino beim Putzen der Fensterscheiben. Er verlor das Gleichgewicht und geriet mit einem Arm in die Scheibe, deren Splitter ihm ins Fleisch drangen. Ein herbeigerufener Arzt der Rettungsbereitschaft stellte fest, daß die Pulsader zerschnitten war. Der Verunglückte wurde nach Erteilung der ersten Hilfe nach Hause gebracht.

Die Nase abgebissen.

Der Spacerowa 9 wohnhafte Leon Blonski geriet vor dem Hause Zgierska 123 mit einem unbekannten Manne in Streit. Während des Handgemenges, zu dem es zwischen den beiden kam, biß der Unbekannte Blonski so heftig in die Nase, daß er ihm die Nasenspitze abbiß. Zu dem Verletzten wurde die Rettungsbereitschaft der Krankenkasse gerufen, die ihm die erste Hilfe erteilte. (p)

Bestrafter Leichtsinn.

Der Wulczanska 45 wohnhafte 23 Jahre alte Leonard Litwinski suchte in der Przejazdstraße in eine fahrende Straßenbahn zu springen. Er verlor dabei das Gleichgewicht und stürzte, wobei er sich erhebliche Kopfverletzungen zuzog. Ein herbeigerufener Arzt der Rettungsbereitschaft erteilte ihm die erste Hilfe. — Vor dem Hause Cmentarna 10 sprang der 35 Jahre alte Jan Palich aus Kurowice aus einer fahrenden Straßenbahn. Er stolperte jedoch und stürzte, in schwer verletztem Zustande auf dem Pflaster liegen bleibend. Man benachrichtigte die städtische Rettungsbereitschaft, die dem Verletzten die erste Hilfe erteilte und ihn dann ins Krankenhaus überführte. (p)

In betrunkenem Zustande aus dem Fenster gestürzt.

In der Zlota 10 ereignete sich gestern ein schwerer Unfall. Der 26 Jahre alte Anton Piotrowski aus Posen lehnte sich in betrunkenem Zustande zum Fenster hinaus, verlor das Gleichgewicht und stürzte aus der Höhe des ersten Stockwerks in die Tiefe. Ein herbeigerufener Arzt der städtischen Rettungsbereitschaft stellte schwere Körperverletzungen und Knochenbrüche fest. Er ließ den Verunglückten nach dem Krankenhaus bei der städtischen Krankensammelstelle überführen. (p)

Von der Treppe gestürzt.

In der Kilinskiego 75 stürzte vorgestern die dreijährige Stanislawa Szmigrodzka infolge mangelhafter Aufsicht von der Treppe und erlitt eine Gehirnerschütterung.

Von einem Pferde getreten.

Der Mlynarska 13 wohnhafte Nuchem Schlachtenberg wurde von einem Pferde getreten, wobei er so ernste Kopfverletzungen erlitt, daß sich seine Ueberführung ins Krankenhaus als notwendig erwies. (p)

Ausgesetzte Kinder.

Im Korridor des Hauses Petrikauer 104, wo sich die Magistratsabteilung für öffentliche Fürsorge befindet, wurde gestern ein neugeborenes Kind weiblichen Geschlechts in Lumpen gehüllt, aufgefunden. — Ein zweites ausgesetztes Kind, männlichen Geschlechts, fanden Straßenpassanten an der Mauer des jüdischen Friedhofs. Beide Kinder wurden ins Findlingsheim gebracht. (p)

Lebensmüde.

Der 19 Jahre alte Moses Siniak, Lagiewnicka 13, wurde an der Ecke Franciszkanska und Jerozolimska im bewußtlosen Zustande aufgefunden. Ein herbeigerufener Arzt der städtischen Rettungsbereitschaft stellte fest, daß Siniak in selbstmörderischer Absicht Essigessenz getrunken hatte. Die Rettungsbereitschaft überführte den Lebensmüden nach Erteilung der ersten Hilfe nach seiner Wohnung. (p)

Der heutige Nachtdienst in der Apotheken.

L. Pawlowski (Petrikauer 307), S. Hamburg (Glowna 50), B. Gluchowski (Narutowicza 4), J. Sitkiewicz (Kopernika 26), A. Charemsa (Pomorska 10), A. Potasz (Plac Koscielny 10).

Das schwere Eisenbahnunglück auf der Tauernbahn.



An der Unglücksstätte.

Das furchtbare Eisenbahnunglück bei Loifarn auf der Tauernbahn hat 4 Menschen das Leben gekostet, während 30 weitere Passagiere teils schwer, teils leichter verletzt wurden. Der Zusammenstoß war so heftig, daß die Wagen des Personenzuges wie Schachteln ineinandergeschoben wurden.

Der Konflikt des Rudaer Magistrats mit der Zufuhrbahngesellschaft verschärft sich.

Der Magistrat der Stadt Ruda-Pabianicka hielt am gestrigen Montag eine mehrstündige Sitzung ab, die vor allem der Besprechung des Baus eines Volkshauses und des Konflikts mit der Zufuhrbahngesellschaft gewidmet war. Ueber den geplanten Bau eines Volkshauses erstattete der Bürgermeister Latkowski Bericht, der die Magistratsmitglieder mit dem Kostenanschlag und den Gründen, die für den Bau eines solchen Hauses sprechen, bekannt machte. Das Volkhaus soll vor allem für die Jugend bestimmt sein und wird eine Bibliotehk, einen Spielsaal u. a. Räumlichkeiten aufweisen, die einen Konzentrationspunkt für die Jugend der 15 000 Einwohner zählenden Stadt bilden sollen. Der Magistrat nahm den Vorschlag des Bürgermeisters an und beschloß, in den nächsten Tagen einen Bauwettbewerb auszuschreiben. Der Plan des 5 Stock hohen Gebäudes ist von Herrn Ing. Lindner bereits entworfen worden. Ueber den Konflikt mit der Zufuhrbahngesellschaft entwickelte sich eine sehr lebhafte Aussprache. Der Magistrat beschloß schließlich, sich nochmals an die Zufuhrbahngesellschaft mit der Forderung auf Zahlung einer Fahrsteuer an den Rudaer Magistrat zu wenden.. Ferner beschloß der Magistrat, bei der Zufuhrbahnverwaltung eine Herabsetzung des Zufuhrbahnfahrpreises für Fahrten innerhalb der Stadtgrenzen zu verlangen, da der Fahrpreis bedeutend höher sei als er in Wirklichkeit sein dürfte, Der Magistrat beschloß, im Falle einer ablehnenden Antwort der Zufuhrbahnverwaltung der Zufuhrbahn den Verkehr durch das Rudaer Stadtgebiet zu verbieten und sich an die Direktion der Lodzer städtischen Straßenbahn mit der Bitte zu wenden, die Lodzer Straßenbahnlinie bis Ruda zu verlängern. (p)

Wetterbericht

der Wetterwarte am Deutschen Gymnasium.

26. Aug.	Luftdruck in mm	Lufttemp. Celsius	Luftf. Proz.	Windrichtung	Windstärke m/s	Grad der Bewölkung
7 U.	747,5	+ 15,1	103	W	2	bedeckt
13 U.	748,5	+ 21,7	64	NW	6,5	heiter
21 U.	750,7	+ 15,1	66	N	3,5	wolkenlos

Temperaturschwankungen: höchste Temperatur + 24,0
tiefste Temperatur + 14,3
Regenmenge in mm 0

Radio-Stimme.

Für Dienstag, den 27. August

Polen.

Warschau. (216,6 kHz, 1385 M.)
12.05 und 16.40 Schallplattenkonzert, 18 Populäres Orchesterkonzert, 19 Verschiedenes, 20 Mozart-Abend.

Kattowitz. (712 kHz, 421,3 M.)
17 Schallplattenkonzert, 18 Populäres Orchesterkonzert, 19 Verschiedenes, 19.20 Konzert, 20 Mozart-Abend.

Krakau. (955,1 kHz, 314,1 M.)
16.40 und 17 Schallplattenkonzert, danach Warschauer Programm.

Posen. (870 kHz, 344,8 M.)
13.05 Schallplattenkonzert, 18 Populäres Orchesterkonzert, 19 Verschiedenes, 20 Abendkonzert, 22.45 Tanzmusik.

Ausland.

Berlin. (631 kHz, Wellenlänge 475,4 M.)
11 und 14 Schallplattenkonzert, 16.30 Orchesterkonzert, 20 Konzert, 21.30 Solistenkonzert.

Breslau. (996,7 kHz, Wellenlänge 301 M.)
12.20 und 13.45 Schallplattenkonzert, 16.30 Unterhaltungskonzert, 18 Stunde der Musik, 20.15 Unbefugten ist der Zutritt verboten, 21.15 Komische Geschichten.

Frankfurt. (721 kHz, Wellenlänge 416,1 M.)
13.30 Schallplattenkonzert, 15.15 Jugendstunde, 16.15 und 20 Konzert, 22 Im Lande des Tango.

Hamburg. (766 kHz, Wellenlänge 391,6 M.)
7.20 und 12.10 Schallplattenkonzert, 13.30, 17, 20 und 22.25 Konzert, 16.15 Dichtungen von Johanna Wolff.

Köln. (1140 kHz, Wellenlänge 263,2 M.)
7.30 Brunnenkonzert, 16.15 und 12.10 Schallplattenkonzert, 13.05 Mittagskonzert, 15 Kinderstunde, 17.35 Vesperkonzert, 20 Abendkonzert.

Wien. (577 kHz, Wellenlänge 519,9 M.)
11 Vormittagsmusik, 16 Nachmittagskonzert, 20.25 Allerlei Grotesken, 21 Serenade.

Gekränkte Natur

Von Jeppe Aakjaer.

Es war ein Tempo im Hafereinfahren an jenem Tag auf Stausig. Man hatte eine besonders schwierige Ernte mit anhaltendem Regen gehabt. Jetzt waren endlich drei, vier Tage mit Sonnenschein und frischem Wind gekommen. Das erzeugte ein gewaltiges Arbeitsfieber in allen agrarischen Gemütern. Auch hier auf dem Gut hatte man alles im Feuer, was kriechen und gehen konnte.

Es war gegen Abend. Die Pferde, die nicht aus den Sielen gewesen waren, seit die Sonne eben aus dem Fjord hervorguckte, begannen schwer zu stöhnen. Die Knechte, welche das Essen auf den Sitzbrettern verschlingen mußten, während der Wagen im Galopp war, und die Zügel mit der einen Hand hielten, stahlen dann und wann ein paar Finger in die Westentasche, öffneten das Uhrgehäuse mit dem Daumennagel und warteten sehnsüchtig auf den Feierabend. Die beginnende Erntenacht hatte bereits ihren Schattenflor über die Riesenkegel der gelben Haferdiemen gehängt, als der Verwalter, ein protziger Bursche von ungewöhnlicher Schulterbreite, auf den Platz schritt. Er sprang über ein paar Wagenleitern, stieß mit dem Fuß an eine Heugabel, daß sie in den Graben flog, drang endlich zu dem ersten Wagen vor, welcher geleert war und schlug mit dem Stock hart auf das Sitzbrett. Eine Reihe Köpfe auf langen Hälsen schoß plötzlich von den halbfertigen Korndiemen wie Schnäbel aus einem Storchnest auf.

„He! Villads da, mit dir spreche ich!" rief der Verwalter einem kleinen blondbärtigen Mann in mittlerem Alter zu, welcher mit den schweren Hafergarben hoch oben gegen den blaßblauen Erntehimmel herumarbeitete. „Du darfst den Diemen nicht zu früh schließen; es sieht nach schlechtem Wetter aus, und wir müssen bis Mitternacht anhalten."

Man hörte rundherum ein gedämpftes Knurren von zwanzig todmüden Männern. Der Verwalter verstand den Mißlaut, erhob gleichzeitig den Stock und die Stimme und rief der Schar zu:

„Ja, da hilft nichts, hol' mich der Teufel, daß ihr knurrt. Der Regen zieht sich zusammen. Hier stehen große Werte auf dem Spiel, und der Hafer muß jetzt in die Diemen, er ist brauchbar. Und hört nun: Ihr könnt gut noch zwei bis drei Meter auf die Diemen legen."

„Wenn die Diemen das nur halten können, Herr Verwalter," antwortete Villads demütig, während er begann, den Kreis weiter zu ziehen.

„Das laß nur meine Sorge sein," antwortete der Verwalter und drehte sich rasch auf dem schweren Stiefelabsatz herum.

Die Arbeit wurde mechanisch und stumpfsinnig fortgesetzt; keiner sprach mehr. Dann und wann kam ein schweres Prusten von einem müden Pferd, wenn ein neues Fuder vom Fahrweg hineinschaukelte. Die Sterne begannen rundherum in der trüben Abendluft zu zittern; ein Mädchen wirtschaftete mit einer verspäteten Schar Enten herum, welche drüben im Ententeich jetzt kein Land mehr finden konnten, und ein paar gebeugte Kätnerfrauen zogen mit den Ziegen vorbei.

Auf einmal klang eine Kinderstimme vom Fuß des Diemens, hinter welcher der Verwalter zu der Arbeiterschar gesprochen hatte:

„Vater, ich sollte für Mutter fragen, ob du bald nach Hause kämst. Die Kuh hat nichts zu fressen."

Villads beugte sich so weit über den Diemen, wie er es wagen durfte, und sagte:

„Nein, mein Kind, ich muß noch eine Weile hierbleiben. Aber — ich kleiner Jens — kannst du nicht ein wenig von dem aufsammeln, was hier unter dem Wagen abgefallen ist. Nimm ein bißchen in deine kleinen Arme und gehe damit zu dem armen Tier nach Hause! Es ist doch ein Jammer, daß man nicht so viel Zeit bekommt, daß man etwas für die Kuh bergen kann! — Tue es nur kleiner Jens! Aber paß bloß auf, daß du den Verwalter nicht triffst!"

Man hörte wieder eine Zeitlang nur das Knirschen der Wagen und das Brechen der Halme.

Der Vollmond ging zwischen den nun beinahe wolkenhohen Diemen auf, welche stark mit dem Mittelturm des Gutsgebäudes wetteiferten, der sich in seinem Kupferpanzer rein und rank über all die kriechenden Tagelöhnerhütten abzeichnete.

Auf einmal wurde die Mondstille von Kinderweinen unterbrochen. Villads lief es siedendheiß über den ganzen Körper. Er erkannte die Stimme seines Kindes, dann und wann von der des Verwalters unterbrochen.

Der Verwalter schlug wieder schwer mit dem Stock auf das Sitzbrett des Wagens.

„He! Villards, willst du wohl so freundlich sein, hierher zu sehen! Kennst du diesen Burschen hier? — Gut! Und du lehrst ihn, deinen Arbeitgeber bestehlen? Eine hübsche Erziehung, die ein Vater seinem Kinde gibt!"

Der Kleine stand da, die dünnen Arme krampfhaft um einen elenden Wisch Haferstroh geschlungen. Die Nase lief, und die Augen vergossen große Tränen, die Hose war hinuntergeglitten und die Bluse aufgegangen. Die kleine Person, welche ausgegangen war, um Futter für die verhungerte Kuh zu bergen, war, kurz gesagt, in fortschreitender Auflösung.

„Mach, daß du fortkommst," rief der Verwalter und gab dem Kleinen einen leichten Schlag mit dem Stock.

Das Kind, das anscheinend mit seiner Bürde verwachsen war, weinte noch lauter, während es, ohne sein Bündel loszulassen, zu laufen anfing.

„Willst du sehen, daß du zurückkommst und deine gestohlenen Sachen ablieferst, oder soll ich dir helfen!"

Das zu Tode erschrockene Kind öffnete nun die Arme und ließ seine Bürde in den Schmutz fallen. Man hörte noch eine Zeitlang sein stoßweises Weinen, während es im Dunkeln nach Hause lief.

Es gab eine scharfe Standpredigt für Villads, als die Arbeit zu Ende war. Damit war die Angelegenheit aber noch nicht erledigt. Der Verwalter hatte die Weisung bekommen, alle, welche auf diese Weise erwischt wurden, zum Herrn selbst zu führen.

„Ach, kann ich dies eine Mal nicht verschont werden?"

„Nein, der Teufel hol' mich, das kannst du nicht! Ich habe meine Weisungen!"

Halb mit Gewalt stieß er den Tagelöhner über das Pflaster zum Burghof. Der Verwalter klingelte. Der Kanzleirat, ein stattlicher Mann mit grauem Schnurrbart und Kneifer, kam halb aus der Türe hervor und sagte:

„Womit stören Sie mich, Herr Andersen; wissen Sie nicht, daß ich Gäste habe?" Der Verwalter verbeugte sich schmeichlerisch und suchte den Herrn artig von der peinlichen Sache zu unterrichten.

Als der Herr begriff, um was es sich handelte, lebte er merklich auf. Er setzte den Kneifer sorgfältig auf die Nase und ging auf den Tagelöhner zu, der mit den bloßen, breiten Füßen in den abgeschnittenen Socken und mit Haferähren in dem verfilzten Bart wie auf Nadeln stand.

„Wer bist du?" fragte der Herr und rückte dem Tagelöhner so nahe auf den Leib, daß seine goldene Kette beinahe an Villads Hornknöpfen kratzte.

„Ich bin der arme Villads Christensen! Ich will keinem Menschen etwas Böses! Ich habe hier auf dem Hofe die letzten 30 Jahre gedient, ohne daß jemand mir oder meiner Frau etwas nachsagen kann."

„Gehörst du zu den festen Tagelöhnern des Hofes?" sagte der Herr.

„Ja, das tue ich, Herr Kanzleirat. Ich wohne hinter dem Schweinestall.

Der Kanzleirat unterdrückte mit Mühe ein Lächeln: er mußte, weiß Gott, im Augenblick nicht, wo der Schweinestall lag!

„Wie kann es dir einfallen, ohne Erlaubnis etwas von der Ernte des Hofes für dein eigenes Vieh zu nehmen? Das ging bei dem früheren Besitzer, aber jetzt geht es nicht mehr. Die Art Schlendrian muß ein Ende haben."

„Es waren auch nur ein paar Strohhalme, die doch in den Schmutz gefahren wurden. Aber das muß ja nicht sein, das ist ja richtig. Aber wir haben nun die letzten vier Abende bis Mitternacht gearbeitet, und Karen ist schwach — Gott bessere es — und kann nichts zusammensuchen, und dann muß die arme Kuh warten; sonst mähe ich ja etwas für sie im Weggraben, etwas Nesseln und Unkraut, was ich finden kann; sie ist nicht verwöhnt."

„Ja, ja," sagte der Herr, um das Gespräch zu beenden und wieder zu dem unterbrochenen Kartenspiel zu kommen: „Laß so etwas nicht wieder vorkommen, sonst geht es nicht gut! Jetzt kannst du und deine Frau ein paar Tage nach Anweisung des Gärtners im Garten arbeiten, dann will ich dich diesmal, weil du hier so lange auf dem Hof gewesen bist, laufen lassen."

„Gute Nacht, Herr Andersen", schloß der Kanzleirat und reichte dem Verwalter die Hand. „Ich danke Ihnen für Ihre Umsicht. Es ist von großer Bedeutung, daß sich hier auf dem Hofe nichts Derartiges breitmacht."

Villads wackelte auf die Treppe hinaus. Seine Knie bebten, halb vor Ueberanstrengung, halb vor Erregung, als er die alten Füße wieder in die Holzschuhe steckte.

In der Nacht erhob sich ein furchtbares Unwetter mit dem gewaltigsten Weststurm, den man je erlebt hatte. Als der Morgen graute, bot sich auf Stausig ein merkwürdiges Bild: sieben der höchsten Haferdiemen waren umgestürzt und die Garben mehrere hundert Meter fortgerollt. Unter anderem war der Ententeich so angefüllt, daß man trockenen Fußes von Ufer zu Ufer gehen konnte.

Aber am merkwürdigsten war doch der Anblick, der dem Auge beim Hause des Tagelöhners Villads Christensen begegnete: es war buchstäblich unter Hafergarben begraben; die lagen in Wällen an der Hand und am Dach hinauf und sperrten alle Türen und Ausgänge, so daß die Bewohner über sie hinwegkriechen mußten, um ins Freie zu kommen.

Es war, als ob die gekränkte Natur selbst die Sache des armen Tagelöhners in die Hand genommen und in einem stürmischen Gerechtigkeitsrausch Fuder auf Fuder von dem Segen des Ackers um Villads und seine hungernde Kuh aufgehäuft hatte. (Autorisierte Uebersetzung von W. L. Andresen.)

Das Ende des wilden Pferdes

Als vor drei Jahrhunderten durstgequälte spanische Eroberer nach der sagenhaften Goldstadt suchten, nannten sie den trostlosen Weg von hundert Meilen von El Paso nördlich zu dem heutigen Hillsboro den „Jordano del Muerto" — die Todesfahrt.

Heute ist diese kahle Strecke eine wahre Todesfahrt für die Tausende wilder Pferde, die seit Jahrzehnten auf den verhältnismäßig fruchtbaren Weiden des südlichen Neu-Mexiko umherschweiften. Die „Ranchers" (Viehfarmer) treiben nun die Pferde in großen, hoffnungslosen Herden gen Süden. Kein einziges kehrt zurück. Wenn die Tiere nicht auf dem Marsche eingehen, lassen sie ihr Leben in einem Schlachthause in der Nähe El Pasos.

Seit jener Nacht im 16. Jahrhundert, als die ersten Rosse aus dem Lager ihrer spanischen Reiter im Südwesten entliefen, gab es in den Gebirgen Neu-Mexikos wilde Pferde.

Sie wurden vom Menschen wenig belästigt und vermehrten sich in späteren Jahren durch Tiere, die von den Weiden oder von Kavallerieposten entliefen. So bildeten sie große Herden allen möglichen Schlages. Ihre Zahl wurde nie genau geschätzt. In dem Bemühen, eine Krankheit auszurotten, wurden im Jahre 1925 von der Regierung in einer Reservation der Navajo-Indianer 15 000 wilde Pferde untersucht und mit einem Brandzeichen versehen. Man nahm jedoch an, daß viele Tiere der Umgegend der Musterung entgingen. Dem wilden Pferde wurde im letzten Jahre das Todesurteil gesprochen, als der Preis für Rindfleisch zu dem höchsten Punkte seit dem Kriege emporschnellte. So lange nur geringer Anreiz bestand, Riesenherden von Ochsen aufzuziehen, kümmerte sich der Viehfarmer wenig um das wilde Pferd, das auf der Weide graste. Die hohen Rindviehpreise aber änderten alles das. Jeder Grashalm, den ein Pferd von der Weide stahl, war ein Attentat auf das Bankkonto des Farmers. Einige Fachleute behaupten, ein Pferd fresse doppelt so viel Gras wie ein Stier.

Der Viehfarmer kam zu dem Entschluß, das etwas getan werden müsse. Man sprach von einem großen Kesseltreiben und Verschickung der Pferde auf die Farmen des Mittelwestens. Die Schwierigkeit lag dabei darin, daß auf den Farmen des Mittelwestens Traktor und Auto das Pferd in großem Maßstabe ersetzten und die Fracht zu hoch war. Da erinnerte sich jemand, daß eine Düngemittelfabrik vor den Toren El Pasos der Stadt fünf Dollar für Pferdekadaver zahlte, die im Stadtgebiete zu Tode kamen. Sollte die Fabrik keine wilden Pferde gebrauchen können? Allerdings, doch wollte sie nur drei Dollar das Stück bezahlen, da ihr Ernährungszustand schlecht und schwer mit ihnen umzugehen war. So begann für die wilden Pferde die Todesreise. Es blieb den Viehfarmern keine Wahl. Der Preis würde die Fracht nicht decken. So mußten denn die Pferde über Land getrieben werden. Die erste Herde von etwa achthundert halbverhungerter und mit leichter Mühe eingefangener Pferde wurde anfangs Juni nach Süden getrieben.

Es gab nur kärgliche Nahrung. Selbst Wasser war rar, und Kinnbackenkrampf kam in der Herde zum Ausbruch. Im Organ-Paß allein verendeten 75, und Dutzende kamen später um.

Beim Beginn des Marsches durch die Einöde waren einige Pferde wild, doch keins am Ende. Die unterwegs dem Tode entgingen, ließen nur wenig erkennen, daß sie jemals wilde, frei umherschweifende Tiere gewesen, als sie das Schlachthaus erreichten. Kraftlos und abgetrieben, schienen sie sich nach der Kugel zu sehnen, die ihr Leben endete. Tausend Stück werden nun monatlich geschlachtet. Obgleich die Navajo-Indianer, auf deren Reservation die wilden Pferde zusammengetrieben werden, regelmäßig Pferdefleisch essen, wird doch kein Pfund der in El Paso geschlachteten Pferde zur menschlichen Nahrung verwendet. Die Kadaver werden zu vielerlei Dingen verwertet. Einige gute Häute werden zum Norden geschickt, wo Baseballüberzüge daraus gefertigt werden. Geringwertige Häute werden zu Handschuhen und Polsterarbeiten verwendet. Die Hufe liefern Leim. Das Fett wird in Fässern an Seifenfabriken in Mexiko geschickt. Ein großer Anteil wird zu Hühnerfutter verarbeitet, und der Rest zu Kunstdünger. H. Hesse, New York

Landsleute

Auf einem Berliner Untergrundbahnhof steht nachts 1 Uhr ein Tiroler und wartet auf den letzten Zug. Er hat ein grünes Hütchen mit einer etwas zerknautschten Feder auf dem Kopf, und seine nackten Knie schimmern unter dem schäbigen Lodenmantel hervor. Auf der höckrigen, häßlichen Nase sitzt eine Brille mit goldener Einfassung — ein Umstand, der ein wenig befremdet. Tiroler tragen eigentlich selten solche blickverstärkenden Hilfsmittel, weil ja des trutzigen Aelplers scharfe Adleraugen keiner konvex oder konkav gearbeiteten Gläser bedürfen. Aber dieses „Kind der Berge", dieser Sohn aus der Landwirtschaft Andreas Hofer oft und in mehreren Strophen besungenem Land, macht eben einmal eine Ausnahme. Still und bescheiden steht er also in seinem Nationalkostüm auf dem Bahnsteig und liest aufmerksam in einem grüngebundenen Buche.

Da kommt — der Zufall ist manchmal wirklich merkwürdig — ein zweiter Apoll aus dem Lande der Gemsen und des Edelweiß die Treppe herunter, ein junger, blonder, muskulöser Bursche mit einem kleinen Schnurrbärtchen. Er trägt keine giftgrüne Kopfbedeckung, keinen Federputz, aber die typischen „Krachledernen", die unter der Windjacke hervorkommen. „Bua II" sieht plötzlich den noch immer lesenden „Bua I", und sein sympathisches Gesicht verklärt sich jäh. Er wittert Heimatluft. Kurz entschlossen geht er rasch auf den ahnungslosen Landsmann zu, tritt von rückwärts an ihn heran und schlägt ihm derb auf die Schulter. Der Lesende bekommt einen furchtbaren Schreck. Er läßt entsetzt das Buch sinken und starrt durch die Brillengläser aus schwimmenden, wässrig-blauen Augen den übertrieben Herzlichen fassungslos an.

Der aber streckt ihm mit einem breiten, freudigen und freundlichen Lachen die Hand hin, während er in unverfälschtem Heimatdialekt (keine Garantie für die Echtheit der Wiedergabe!) sagt:

„No, mei' Liaber, dös nenn i aber ane Ueberraschung. Was glaubst, wie selten i amal in dem großen Berlin mit 'nem Landsmann z'sammentreff'. Bist scho lang fort von z'Haus?"

Der Bebrillte schüttelt langsam den Kopf. Er setzt zum Sprechen an, aber der blonde Tiroler läßt ihn nicht zu Worte kommen. Die Freude des Zusammentreffens hat ihn übermannt. Er läßt eine lange Rede vom Stapel, spricht, spricht, spricht, schließlich fragt er: „Woher bist eigentlich? Aus München?"

Kopfschütteln.

„Oder von Augsburg?"

Kopfschütteln.

„Von Tegernsee?"

Kopfschütteln.

„Oder vielleicht gar von Tirol, wie ich?"

Worauf der andere endlich den Mund auftut und spricht: „Nee, nur aus Neukölln. Ick arbeete jetzt bloß als Aushilfe bei 'ne Tirolerkapelle in de Hasenheide!"



Der Landschaftsmaler Adolf Obst

wird am 27. August 60 Jahre alt. Ebenso bekannt wie seine Landschaften aus der Mark und aus Mecklenburg sind die Bilder, die er als Kriegsmaler im Hauptquartier des deutschen Kronprinzen und während des China-Feldzuges 1900/01 im Hauptquartier des Grafen Waldersee geschaffen hat.

Schriftsteller-Anekdoten

Der bissige G. B. S.

Bernard Shaw geht nicht allzu zärtlich mit seinen Kollegen um. „Sehen Sie diese Dame?" fragte ihn einer seiner Freunde

„Ja."

„Das ist die Freundin unseres Dramaturgen X.!"

„Wirklich?" rief Bernard Shaw verwundert aus. „Stets habe ich geglaubt, daß bei ihm nur das Publikum schlafe..."

Verlaine und Herriot.

Als der französische Minister Herriot mit einem alten Bekannten Verlaines sprach, sagte er: „Auch ich habe Verlaine recht gut gekannt, denn als ich einmal abends über die Place St. Michel schlenderte, erkannte ich ihn und redete ihn sogleich an. Bei dieser Gelegenheit borgte sich Verlaine bei mir ein Fünffrankenstück. Damals war ich ein armer Student und diese fünf Franken waren mein einziger Besitz. Ich gab sie ihm... Wie bedauere ich, daß ich damals noch kein Kultusminister war!"

Roman auf der Fähre

Von O. Henry:

An der Straßenecke, in den Bächen menschlichen Zuflusses und Abflusses stand der Mensch aus Noemi — ungerührt wie Granit. Polarsonne hatte sein Gesicht dunkelbraun gebrannt. Die Augen hatten den grausamen Abglanz der Gletscher behalten.

Er war lebendig wie ein Fuchs, hart wie ein Kotelett vom kanadischen Hirsch und ungeheuer wie die Mitternachtssonne. Er stand an der Ecke, bespritzt von einem Niagara von Lauten — dem Heulen der Bahn, dem Rasseln der Autos, dem Rollen der Räder und den Flüchen der Chauffeure und Fuhrleute. Nachdem er den goldenen Sand des Nordens für 100 000 Dollar eingetauscht und im Laufe einer Woche von den Lüften des Neuyorker Lebens gekostet hatte, seufzte der Mann aus Noemi auf bei dem Gedanken an die Notwendigkeit der Rückkehr nach Chilcot, in das Land, wo es weder Straßenlärm noch süßen Apfelmost gab.

Durch die Sechste Avenue, mit dem Haufen der nach Hause eilenden plaudernden, fröhlichen Menschen, ging ein Mädchen aus dem Warenhaus Seebar-Mason. Unwillkürlich mußte der Mann aus Noemi ihr seine Aufmerksamkeit zuwenden, schien sie ihm doch ungewöhnlich schön. Gleich darauf bemerkte er, daß sie in jenem selbstsicheren Gang dahin schritt, mit dem die Schlittenkufen unter dem Polarkreis über die schneeige Glätte dahineilen. Und plötzlich erglühte er in unbezwinglichem Verlangen — schnell nämlich werden die Begierden der Männer aus Noemi geboren. Im Uebrigen hatte er in Kürze nach dem Norden zurückzukehren, mußte also vom Platz weg handeln.

Hunderte von Mädchen kamen aus dem Warenhaus Seebar-Mason. Alle waren einem Manne gefährlich, der viele Jahre lang keine anderen Frauen gesehen hatte als Indianerinnen. Dennoch bewahrte der Mann aus Noemi der ersten, die die in ihm schlummernden Gefühle erweckt hatte, die Treue.

Indessen ging sie mit der Koketterie einer marmornen Diana, ohne sich umzusehen, durch die 23. Straße. Ihre schönen dunklen Haare waren glattgekämmt; die reine Bluse und der sorgfältig gebügelte Rock zeugten schmeichelhaft von Geschmack und Sparsamkeit. Zwanzig Schritte hinter ihr drängte der Mann aus Noemi, von plötzlicher Leidenschaft durchdrungen.

Miß Clariball Colby, Arbeiterin im „Seebar-Mason", wohnte auf der Insel Jersey. Sie trat auf den Landungssteg und eilenden Schrittes, mit besonderer Hast, lief sie zur Fähre, die gerade vom Ufer abstieß. In drei Sprüngen durchmaß der Mann aus Noemi die sie trennende Entfernung und sprang gleich nach ihr auf die Fähre.

Miß Colby nahm einen abgelegenen Platz an der Reling ein. Die Nacht war warm. Das Mädchen wollte den neugierigen Blicken und zudringlichen Anreden der Passagiere ausweichen. Sie war ungemein schläfrig und müde. Die Nacht vorher war sie auf dem alljährlichen Ball im Klub der Fischhandelsangestellten gewesen, und vom frühen Morgen an hatte sie im Warenhaus gearbeitet.

Obendrein war der Tag besonders unruhig gewesen: die Kunden waren ausnehmend gereizt und launisch gewesen, und die beste Freundin Miß Colbys war mit einer anderen Kollegin zum Mittagessen gegangen.

Das Mädchen vom „Seebar-Mason" war in jener weichen Stimmung, die so oft selbständige, arbeitende Mädchen überkommt. In jener Stimmung, die für Anbeter so bequem ist, da man nach gleichgültig welchem Wandel im bisherigen langweiligen Ablauf des Alltagslebens dürstet. Da man nach Trost, Hilfe, einer starken Hand, Ruhe, vor allem Ruhe verlangt. Nach alledem wollte Miß Clariball Colby schlafen.

Und da trat jetzt, den Hut in der Hand, dieser starke Mann mit dem bronzenen, von Winden abgebrannten Gesicht zu ihr. Nun gut, aber er war einigermaßen nachlässig gekleidet.

„Lady," sagte er, „verzeihen Sie, daß ich mich an Sie wende, aber ich habe sie schon auf der Straße erblickt."

„Lassen Sie mich in Ruhe," erwiderte das Mädchen in kühlem Ton. „Ach, es ist unmöglich, sich der Zudringlichkeiten zu erwehren. Ich habe schon verschiedene Mittel versucht — ich habe Knoblauch gegessen und im Hut lange Nadeln getragen. Gehen Sie ihrer Wege, Sir!"

„Ich gehöre nicht zu diesen Leuten," sagte der Mann aus Noemi. „Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich nicht dazugehöre. Wie ich schon sagte, hatte ich sie auf der Straße erblickt und sofort gefühlt, daß ich Sie kennenlernen, daß ich Ihnen nachgehen muß. Ich befürchtete, daß ich Ihnen in dieser großen Stadt nicht mehr begegnen könnte. Darum war ich so kühn, Sie anzusprechen."

Miß Colby betrachtete ihn aufmerksam im undeutlichen Licht der Fähre. Er hatte weder das gespielte Lächeln noch die schamlose Frechheit der Don Juans von der Straße. Das bronzene Antlitz atmete Ehrlichkeit und Bescheidenheit aus. Sie verspürte irgendein unbewußtes Vertrauen zu dem Unbekannten und erwiderte artig, ein Gähnen mit dem Handteller verbergend:

„Sie können sich setzen. Aber, wenn Sie sich irgend etwas erlauben, werde ich gleich den Wächter holen."

Der Mann aus Noemi setzte sich neben sie. Entzückt sah er sie an, nein, mehr als entzückt. Sie war dem Frauenideal so ähnlich, das er bisher vergeblich gesucht hatte! Ob sie ihn wohl lieben könnte? Man mußte es gleich erfahren. Sich jedenfalls um ihre Freundschaft bemühen.

„Ich heiße Bladen," sagte er, „Henry Bladen."

„Sind Sie sicher, daß Sie nicht Johns heißen?" fragte sie mit bezaubernder Ironie, wobei sie sich zu ihm hinneigte.

„Ich bin aus Noemi," setzte er ernsthaft fort. „Ich habe dort eine Menge Sand gesammelt und ihn mit mir hergebracht."

„Mein Gott, wie interessant," platzte sie heraus, immer noch spottend. „Sie sind also erst vor kurzem gekommen? Es schien mir, als hätte ich Sie schon irgendwo gesehen."

„Sie haben mich heute auf der Straße gesehen."

„Ich schaue mir Männer auf der Straße niemals an."

„Aber ich habe Sie angeschaut; ich habe bisher noch keine so schöne Frau gesehen. Ich nehme an, daß Sie mich für einen dickhäutigen Bauern halten, aber wahrhaftig: Im Verhältnis zu geliebten Menschen kann ich sehr herzlich sein. Ich habe schwere Zeiten durchlebt dort im Norden, aber jetzt habe ich das Ziel erreicht. Ich habe fast 5000 Unzen Sand durchgewaschen."

„Mein Gott!" rief sie voll Mitgefühl, „war er denn so schmutzig?"

Dann schlossen sich ihre Lider. Die ernste, fast salbungsvolle Stimme des Mannes aus Noemi klang so eintönig. Ueberdies, was war das doch langweilig, über Sand zu sprechen! Sie lehnte den Kopf an die Reling.

„Miß," sagte der Mann aus Noemi und seine Stimme wurde immer ernster und monotoner, „niemals noch habe ich ein Geschöpf getroffen, das mir gleich so gefallen hätte wie Sie. Ich weiß, daß sie mich nicht gleich lieben können, aber darf ich wenigstens hoffen? Werden Sie mir gestatten, Sie näher kennenzulernen? Mit der Zeit werde ich vielleicht ihre Gegenliebe erringen."

Der Kopf des Mädchens rutschte vom Geländer auf den Arm des Mannes aus Noemi. Süßer Schlaf hatte sie umfangen, sie sah sich wieder auf dem alljährlichen Ball der Fischhandelsangestellten.

Der Gentleman aus Noemi zog sie nicht in seine Arme. Dabei fiel es ihm nicht einmal ein, daß sie schlafen könnte. Aber er war zu klug, um ihre Bewegung für eine Kapitulation zu halten. Er erbebte nur vor Freude, da er in dieser sanften Zärtlichkeit den ersten Boten der Liebe sah.

Ein Gedanke nur verdunkelte seine Freude: ob er nur nicht zu offen über sein Vermögen gesprochen hatte? Er wollte, daß sie ihn ohne Interesse, nicht seines Geldes wegen liebe.

„Ich möchte Ihnen sagen, Miß," setzte er fort, „daß Sie sich auf mich verlassen können. Man kennt mich in ganz Klondyke und den Yukon entlang. Viele schlaflose Nächte habe ich in jenen Gegenden zugebracht. Wie ein Sklave habe ich drei Jahre gearbeitet, aber nie habe ich aufgehört, mir die Frage zu stellen: werde ich der Frau begegnen, die mich lieben wird? Nicht für mich habe ich den Sand gesucht. Ich dachte, ich würde schließlich das Mädchen meiner Träume finden. Und siehe da, jetzt haben sich meine Träume unversehens erfüllt! Es ist gut, Geld zu besitzen, aber besser noch — ist die Liebe eines geliebten Weibes. Was verlangen Sie von einem Mann, der ihr Gatte werden will?"

„Kassa! Kassa!"



Dr. Karl Haushofer

Professor der Geographie an der Universität München, feiert am 27. August seinen 60. Geburtstag. Professor Haushofer war ursprünglich aktiver bayerischer Offizier, der lange Jahre dem Generalstabe angehörte und durch Auslandskommandos und ausgedehnte Reisen eine ausgezeichnete Kenntnis Ostasiens erwarb. Nach dem Kriege schied er als Generalmajor aus der bayerischen Armee, in der er zuletzt eine Division geführt hatte, und habilitierte sich als Privatdozent für politische Geographie an der Universität München, wo er 1921 zum Honorarprofessor ernannt wurde.

Laut und deutlich kamen diese Worte aus dem Munde Miß Colbys. Allem Anschein nach träumte sie, daß sie hinter dem Pult im Warenhaus Seebar-Mason stehe.

Plötzlich sank ihr Kopf zur Seite. Sie erwachte, streckte sich und rieb sich die Augen. Der Mann aus Noemi war verschwunden.

„Da hast du's! Ich glaube, ich habe geschlafen," flüsterte Miß Colby, „aber wo ist der Unbekannte hingeraten?"

Die blaue Mauritius

Von Erich Grisar.

Als in London war, waren auch 50 Deutsche dort. Kleine Fabrikanten und Direktoren, die zur Messe herübergekommen waren und nun von ihrem Führer, weil es durchaus dazu gehörte, durch die Museen der Riesenstadt geschleift wurden. Ich interessierte mich dafür, welchen Eindruck diese Menschen empfingen, die zu Hause zumeist in einer Welt lebten, die nie und nirgends den Wert anderer Völker anzuerkennen vermag, und schloß mich ihnen an. Ich war nicht Optimist genug, um zu glauben, daß sie aus Nationalisten zu Internationalisten werden würden, aber ich hoffte doch, daß ihr Stolz auf das eigene Vaterland und seine Leistungen in dieser Stadt, die, als alle anderen Weltstädte Europas noch weit entfernt von ihrer heutigen Größe waren, schon die größte Stadt der Alten Welt war, einen Dämpfer bekommen würde. Ich habe mich gründlich geirrt. Vom Frühstück angefangen bis zum Glase Bier, das auf Grund einer während des Krieges erlassenen Verordnung zu gewissen Tageszeiten zu trinken nicht erlaubt war, fanden sie alles in dieser Stadt, die mir in fast jeder ihrer Lebensäußerungen imponierte, gräßlich. Daß die Engländer, von denen sie gehört hatten, daß sie sich nur im Smocking an die Tafel setzten, das auch im Sportanzug taten und sich sogar im Jägerhemd in die bequemen Sessel der Aufenthaltsräume des Hotels warfen, um zu lesen oder stundenlang zu plaudern, ohne dabei etwas zu trinken. nahm sie schon gleich gegen die Engländer ein, denn sie ärgerten sich, daß ihr Reiseleiter ihnen den Smoking vorgeschrieben, ohne den es allem Anschein nach auch gegangen wäre. Was ihnen aber gar nicht gefiel, war, daß die Kaufläden so früh schlossen. Und sie schimpften nach Strich und Faden über den hier so strikt eingehaltenen Achtstundentag und fanden den Engländer sehr wenig arbeitsam. Herrgott, stöhnte einmal ein Fabrikbesitzer, der in Witten an der Ruhr eine kleine Drahtwalzerei hat, wenn wir doch diese verdammten Gewerkschaftssekretäre nicht hätten, wie ständen wir da. Wir könnten diese Faulenzer doch in Grund und Boden konkurrieren. Ich mußte lächeln über diesen seltsamen Träger deutscher Wirtschaft. Dem anscheinend Wirtschaft ein Ding ist, den anderen zu Boden zu ringen, und nicht ein Ding, um die Bedürfnisse eines Volkes zu befriedigen.

Das war auf dem Wege ins Britische Museum, wo eben jeder, auch wenn er zu Hause nie den Fuß in ein Museum gesetzt hat, mal gewesen sein muß, wenn er nicht in Rom gewesen sein will, ohne den Papst zu sehen. Ich hatte eine spitzbübische Freude; denn nun mußte diesen Unentwegten das Maul wohl gestopft werden, wenn sie schon nichts in diesem Lande anerkennen wollten, den hier zusammengetragenen Kulturwerten konnte sich keiner verschließen. Aber ich merkte gar bald, als wir so durch die Säle wanderten, in denen die Engländer die Wunder aller Welt und Zeiten mit großem Fleiß und noch größerem Gefühl für den inneren Wert der Dinge zusammengetragen hatten, daß sie mehr den Mann, der ihnen zu jedem dieser ausgestellten Dinge etwas Kluges zu sagen wußte, als die Dinge, die sie sahen, anstaunten. Ich spürte förmlich, wie hinter den Stirnen der braven Landsleute der Gedanke bohrte, wieviel Trinkgeld man diesem Mann, den sie sich irgendwie überlegen wußten, anbieten könne, ohne ihn durch ein zu geringes Trinkgeld zu verletzen. Es war eine schwere Frage. „Der Mann könnte ja 'n Professor sein," hörte ich da neben mir einen Buchhalter, der die Reise in Vertretung seines Chefs mitmachte, sagen. „Sicher so'n verkommenes Schenie," gab ein anderer ihm Antwort. Und schon begannen die Stirnen sich zu glätten. Eine wichtige Frage war gelöst.

Um ein paar Worte der Anerkennung aus meinen Landsleuten herauszukitzeln, sprach ich einen kleinen Dicken, der zu Hause eine Handtuchdruckerei betreiben läßt, an. „Na, ich denke, da sind wir doch noch zurück in Deutschland. Diesem Museum können wir doch noch nichts an die Seite stellen." Vorwurfsvoll sah mein Buntdrucker mich von oben bis unten an und sagte: „Na, ich denke, unser Zeughaus in Berlin kann sich daneben wohl noch sehen lassen." Da hatte ich mein Fett. Einen Augenblick später hörte ich meinen kleinen Dicken zu einem anderen Teilnehmer der Besichtigung sagen: „Und übrigens, wissen Sie, wir tun den Engländern viel zu viel Ehre an, wenn wir uns dies alles angucken, was sie sich überall zusammengeklaut haben.

Dagegen ließ sich viel sagen, aber ich sparte meine Worte und sah mit Bangen dem nächsten Morgen entgegen, wo die Gesellschaft zum Buckingham-Palast geführt werden sollte, um dem Aufziehen der Wachtparade beizuwohnen. Ich dachte, wenn die, denen nichts imponieren konnte, nun auch noch die vielen Soldaten sehen, werden sie wild und es gibt einen Zwischenfall. Aber ich konnte es mir doch nicht verkneifen, dabei zu sein. So trottete ich denn am anderen Morgen zur festgesetzten Zeit ebenfalls zum Hydepark, wo ich meine lieben Landsleute schon vollzählig versammelt fand. Aber wie erstaunt war ich, als ich ihre Gesichter sah. „Kinder, da sieht man doch noch, daß die Leute hier Nationalgefühl haben," sagte der dicke Buntdrucker und war ganz aus dem Häuschen. Als die englische Fahne vorbeigetragen wurde, nahm er den Hut ab. Begeistert horchte er, wie die anderen, auf die Klänge der Militärmusik und wartete geduldig auf die Vergatterung der mit halbmeterhohen Bärenmützen bedeckten Gardisten. Ja, das war das Richtige. So was fehlt uns in Deutschland. Da sieht man doch noch Zucht, ereiferten sich meine braven Landsleute. Da soll mal einer ein Wort gegen den König sagen. Na, wie's dem geht, das möcht ich erleben.

„Oh," sage ich, „wenn Sie sich ein paar Schritte weiter bemühen, am Hydepark Corner sind gerade jetzt die Versammlungen der politischen Parteien, und da können Sie viele Worte gegen den König hören und wenn sie Lust haben, dürfen Sie sogar selbst eine Lippe riskieren. Es hat niemand was dagegen." Mein Buntdrucker riß die Augen auf und bekam den Mund nicht zu, als sich ein anderer Teilnehmer der Gesellschaft zum Wort meldete und meinte: „Ja, das habe ich auch festgestellt; die Leute führen hier Reden, die sind nicht schön. Auch am Trafalgar Square darf hier jeder sagen, was er will. Das war zu viel. Und während die Soldaten unter den Klängen der Musik marschierten, verlor mein dicker Buntdrucker das bißchen Hoffnung, das er im Angesicht der Parade auf England gesetzt hatte. Ich spürte, wie er sich mühte, seine Meinung zu revidieren. „Deutschland ist doch in der Welt voran," sagte er dann langsam, „denn das ist bei uns nun doch nicht möglich."

So schwankten meine lieben Landsleute zwischen Anerkennung und Ablehnung hin und her. Immer dann, wenn ihnen etwas gefiel, wofür sie sich ehrlich begeisterten, dann mußten sie wieder etwas sehen oder hören, das ihnen durchaus nicht gefallen konnte, und das sie in ihrer Meinung, die schon begann, eine gute zu werden, wieder irre machte.

Und doch hat London auch diese Menschen mit einer guten Meinung von der Stadt und ihren Leuten entlassen. Als ich am nächsten Tage nochmal durch das Britische Museum ging, um mir einige Dinge genauer anzusehen und mir in der Bibliothek die herrlichen Buchkunstwerke der Araber und Chinesen, die prachtvollen Bibeln und Liebesbücher, die großen und kleinen Meisterwerke der Buchbindekunst anzusehen, traf ich meinen Buntdrucker wieder. Nanu, denke, ich, was will denn der hier noch. Heute gehört doch Museumsbesichtigung gar nicht zum Dienst, und sage Guten Tag. „Na, Landsmann, sind Sie auch noch mal hergekommen?"

„Ja, denken Sie, gestern war die Führung ja so miserabel, daß man nichts gesehen hat. Und abends bei Tisch muß ich denn hören, daß hier die blaue Mauritius zu sehen ist. Wissen Sie, ich habe früher mal Marken gesammelt, und immer Sehnsucht gehabt, diese Wundermarke mal zu sehen. Früher hätte ich sie ja nie kaufen können, denn selbst wenn man Geld genug hätte, steckte man's doch besser ins Geschäft, aber man hält doch seine Ideale hoch. Ja, und sehen Sie, wie ich denn gestern abend höre, daß hier auch die blaue Mauritius zu sehen ist, da wußte ich gleich, daß ich nochmal hierher mußte. Denn unter uns gesagt, wir Deutschen unterschätzen die Engländer gern. Aber sie sind trotzdem ein tüchtiges Volk. Denn, wissen Sie, die blaue Mauritius gibts in der ganzen Welt nur zweimal. Und ein Exemplar, das ist hier, wollen Sie mit? Ich zeige sie Ihnen."

„Danke für den Hinweis," sagte ich. „Ich sehe sie mir später an. Auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen," sagte auch er, und verzückten Ganges enteilte er zum Briefmarkensaal und ließ sich die blaue Mauritius zeigen.